



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichte der Militär-Architektur in Deutschland

Krieg von Hochfelden, Georg Heinrich

Stuttgart, 1859

Zweiter Abschnitt. Fränkischer Zeitraum vom Anfang des V. bis zum
Anfang des X. Jahrhunderts.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62246](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-62246)

ZWEITER ABSCHNITT.

Fränkischer Zeitraum.

Vom Anfang des V. bis zum Anfang des X. Jahrhunderts.

Rom und die Provinzen im Anfang des V. Jahrhunderts.

Von den fünf Jahrhunderten dieses Zeitraumes, den wir nach dem vorherrschenden Volk „den fränkischen“ nennen, gehören die beiden ersten den Wanderungen, die beiden folgenden den sich entwickelnden neuen Nationalitäten, das letzte aber der Trennung dieser Nationalitäten in entsprechende Reiche an. Es beginnt dieser Zeitraum mit dem Umsturz der antiken Cultur, auf deren Trümmern auch schon die Keime einer neuen sich zeigen, und so betrachten wir denn zuvörderst die römischen Zustände in Italien und in den Provinzen, noch ehe wir den germanischen Völkern uns zuwenden.

Am Anfange des V. Jahrhunderts finden wir das römische Reich in eine westliche und in eine östliche Hälfte geschieden, eine von der altrömischen wesentlich abweichende sociale Gliederung und, seit einem Jahrhundert, das Christenthum, als den gesetzlich anerkannten und mit allen Mitteln versehenen Träger der neuen Cultur; die Kunst aber, diesen äussern und innern Verhältnissen entsprechend.

Die Scheidung in ein östliches und in ein westliches Römerreich war nicht nur die Folge der ungeheuren Ausdehnung, sondern auch des Mangels an einer centralisirenden Kraft. Beide Reiche erfüllten ihre Geschieke auf verschiedenen Wegen. Das weströmische, in welchem schon unter Augustus asiatische Gefühls- und Anschauungsweise Eingang gefunden, war bereits unter Areliaan und Diocletian dahin gelangt, dass die besten, von den

Vorfahren überkommenen Einrichtungen des Staates dem asiatischen Wesen erlagen und nur einzelne Formen und Namen übrig blieben. In diesem Zustande brach es im Laufe des V. Jahrhunderts zusammen; erst nach einem halben Jahrtausend vermochten aus seinen Trümmern dauernde Staaten hervorzugehen. Dieses weströmische Reich nennen wir bei unsern Untersuchungen, der Kürze halber, einfach das römische. Das oströmische Reich, unter fortgesetztem asiatischem Einfluss, stand in seiner höchsten Blüthe während des VI. Jahrhunderts, von da an in stets zunehmendem Verfall, überlebte es das weströmische um ein volles Jahrtausend; wir nennen es das byzantinische.

Die sociale Gliederung des alten Rom mit seinen Senatoren, Rittern, Plebejern und Tribus war längst untergegangen. Im V. Jahrhundert bestand die städtische Bevölkerung in Rom und in Italien, neben sehr reichen, in Ueppigkeit versunkenen kaiserlichen Würdeträgern, Senatoren und deren zahlreichen Clienten und Parasiten, aus den höhern und geringern Beamten, aus den wohlhabenden Grundbesitzern (als Decurionen stets an der Spitze der städtischen Verwaltungen), aus den Kaufleuten den Künstlern und Handwerkern (diese letztern waren zur Bewahrung der Tradition, auf welcher allein das Handwerk beruht, in Gewerkschaften und Zünfte, unter besondern Vorstehern eingetheilt), endlich aus dem Proletariat und den Slaven. Alle bürgerlichen Obrigkeiten gehörten dem Stande der Rechtsgelehrten an, deren Einfluss, wie immer, in dem Maasse übergriff, als der Staat sank.¹ Die ländliche Bevölkerung bestand aus den Slaven und aus den Erbpächtern („coloni“), die an die Ländereien der in der Stadt wohnenden Besitzer gebunden waren. Neben allen diesen Einwohnerklassen bewegte sich, abgeschlossen als ein besonderer Stand, und damals schon reich und unabhängig, der Clerus, wie weiter unten gezeigt werden soll. Auf den beiden Klassen der Decurionen und der Colonen, als dem eigentlichen Kern der Bevölkerung, lastete der unmenschlichste Steuerdruck, so dass sie einer gründlichen Aenderung der Dinge und zwar durch die „Barbaren“ entgegensahen.² Für das, seit Constantin in sehr bevorzugte Palast- und in Gränztruppen geschiedene Heer vermochte weder die städtische, noch die ländliche Bevölkerung Italiens brauchbare Mannschaft zu stellen. Die wohlbesoldeten römischen Heere und deren Führer gehörten grösstentheils jenen barbarischen Völkern an, gegen welche sie das Reich schirmen sollten.³ Dieses Verhältniss bestand übrigens nicht

¹ Gibbon: History of the Decline and fall of the Roman Empire. Cap. XIX.

² Salvian. de gubernat. dei V. pag. 169 u. folg. Edit. Rittershus.

³ Römische Heere oder selbständige Abtheilungen derselben befehligten z. B.: Merobaud, Melloband, Arbagast, alle drei fränkische Könige und in der zweiten Hälfte des IV. Jahrhunderts als „comites domesticorum“ im römischen Dienst, mit dem Schutze der Rheingränze betraut; Stilicho, ein

in gleichem Maasse in den Gränzprovinzen. Die Gränzeheere wurden, wie wir bereits oben bemerkt (p. 6, Note 3), aus den sesshaften Veteranen und aus der eigentlichen Gränzmiliz gebildet und durch Mannschaften verstärkt, welche die Provinzen nach Maassgabe ihrer militärischen Tüchtigkeit stellten, je nach Bedarf kam zeitweise ein barbarisches Soldheer, unter seinen eigenen Führern, als Hülfs-corps hinzu.

Am meisten war das römische Element im südlichen und im südwestlichen Gallien in das Volk eingedrungen. Dort finden wir die nämliche Verwaltung, die nämlichen Bevölkerungsschichten, die nämlichen Handwerke und Zünfte, auch Prachtgebäude, und (nach dem Materiale zu schliessen) an Ort und Stelle gefertigte Kunstwerke, wie in Italien. Keineswegs so gründlich romanisirt waren das nordöstliche Gallien, Britannien und die südlichen Donauländer, am wenigsten aber die zu Gallien gerechneten beiden Provinzen Ober- und Nieder-Germanien. Dort wie in allen Gränzprovinzen war bis auf Diocletian und Constantin die Civilverwaltung ein Annex des Obercommando; dort nennen uns die Steinschriften keine Zünfte, im römischen Sinne;¹ dort finden

Vandale; Alarich der Gothenkönig, früher römischer Oberbefehlshaber in Illyrien; Aetius der Sieger auf den catalaunischen Feldern, der Sohn eines Scythen in römischem Dienst; Ricimer, Befehlshaber über die Bundesgenossen, ein Sueve; Odoaker, ein Scyre; der grosse Theodorich endlich, vor seinem Zug nach Italien, Befehlshaber der Palasttruppen des byzantinischen Kaisers, u. a. m.

¹ Die *contubernia nautarum*, die hin und wieder vorkommen, scheinen sich nicht sowohl auf ein Handwerk als vielmehr auf eine gewerbliche Genossenschaft, des Holzhandels, oder des Wassertransports zu beziehen. Ein *collegium tignariorum* (Zimmerleute) wird nur auf einer einzigen (Heddernheimer) Inschrift genannt, und dort nur in höchst zweifelhafter Weise, denn auf dem im Wiesbadener Museum aufbewahrten Steine haben sich in der einen Zeile noch die Buchstaben ... OLLE ... und in der darunter befindlichen die Buchstaben ... TIGN ... erhalten, wobei es noch keineswegs feststeht, ob der Buchstabe T in der zweiten Zeile nicht als L zu lesen ist, in welchem Falle *Lignariorum* statt *Tignariorum* zu lesen sein dürfte. Mit dem Namen „Lignarii“ wurden aber die so eben erwähnten Holzhändler öfters bezeichnet. Es ist zu vermuthen, dass die Legionen in Ober- und Niedergermanien in der Regel die öffentlichen Gebäude errichtet; in ihren Arbeitercompagnien hatten sie die Mittel dazu; Vegetius (2, 11. 25.) führt namentlich auf: die „Ferrarii“, Schmiede; die „Carpentarii“, Wagner; die „Coriarii“, Harnischmacher; die „Scutarii“, Schildmacher; die „Arcuarii“, Bogenmacher; überhaupt *artifices cum omnibus feramentis*; ferner die „fabri Tignarii“, Zimmerleute; „Structores“, Maurer; „Pictores“, Anstreicher, und die *reliqui artifices ad aedificia fabricanda*; alle standen unter dem „*praefecto fabrorum*“. Die Legionsinschriften auf den grossen gebrannten Deckplatten, sowie die bereits oben erwähnte Inschrift zu Deutz (pag. 10, Note 1), nach welcher die Soldaten am dortigen Castelle gebaut, bestätigen die oben ausgesprochene Vermuthung. Die zahlreichen Töpfergeschirre deuten in ihren Stempeln keineswegs darauf hin, dass ihre Werkmeister in irgend einem Zunftverbande gestanden, eben so wenig wie die gallischen Gewerbe der Tuchmacher und der Verfertiger jener berühmten hieb- und wasserfesten Mäntel aus gefilter Wolle u. s. w. Wahrscheinlich wollten die Römer keine so geschlossenen Corporationen wie jene der handwerklichen Zünfte, unter den Bewohnern der äussersten, so höchlich gefährdeten Rheingränze.

wir keine Prachtbauten (mit alleiniger Ausnahme Triers) und keine nothwendig an Ort und Stelle gefertigten Kunstwerke. Den deutlichsten Beweis von der geringern Romanisirung jener beiden germanischen Provinzen finden wir aber in der dortigen, französisch-deutschen, früher römisch-germanischen Sprachgränzē.¹

Das grössere oder geringere Vorwiegen des römischen Elements in den verschiedenen Ländern darf nicht übersehen werden, denn hauptsächlich nach ihm richtet sich die schnellere oder langsamere Culturentwicklung der eingewanderten Völker; sie war in den nämlichen Zeiträumen keineswegs überall gleich.

Die Christen, in ihrer einheitlichen Genossenschaft als Kirche, waren schon seit der ersten Hälfte des III. Jahrhunderts, vor ihrer letzten (Diocletianischen) Verfolgung, durch das ihnen von den Kaisern verliehene Recht, ihre Gotteshäuser zu bauen und deren Vorsteher zu wählen, öffentlich anerkannt. Unter Constantin wurde die christliche Religion jene des Staates, der gänzliche auch formelle Untergang des römischen Heidenthumes erfolgte ein Vierteljahrhundert später, i. J. 363, unter Jovian, durch das Verbot heidnischer Gebräuche und Opfer. Ihren Grundbau hatte die Kirche bereits in zwei grossen Concilien durch einheitliche Dogmen und die Ausscheidung der Irrlehren (worunter die arianische die historisch wichtigste) festgestellt;² ihre äussere Unabhängigkeit vom Staate hatte ihr bereits Constantin, durch die Befreiung des Klerus von den höchst lästigen öffentlichen Verwaltungssämtern (i. J. 335) und seine Nachfolger, durch die Exemptionen von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, ihren Reichthum und somit ihre Macht aber, durch die Verleihung eines bedeutenden Theiles der städtischen Güter, und schon seit dem Jahr 321 durch ein Gesetz gesichert, das Jedem gestattete im Testamente von seinen Gütern, was und wie viel er wolle, der Kirche zu vermachen. Die Diöcesaneintheilungen, und mit diesen die politische Macht der Bischöfe, hatten in Gallien bereits im Anfange, die Klöster, jene gewaltigen Werkzeuge der Kirche (damals noch nach der Regel des h. Columban), um die Mitte des VI. Jahrhunderts begonnen. In dieser Verfassung sah die Kirche dem Eindringen der germanischen Völker entgegen, mitten im allgemeinen Umsturz die einzige aufrechte Autorität, mit allen innern und äussern Mitteln ausgerüstet, um den Uebergang der alten Cultur in die neue einzuleiten und sicher zu stellen. Bei ihrem eigenen hierarchischen Ausbau halfen der Kirche jene eingewanderten Völker, welchen sie dafür das, was der untergegangenen römischen Welt hauptsächlich abgegangen, die auf höherer als auf

¹ Sprachkarte von Deutschland von Dr. Karl Bernhadi. Kasul 1844, pag. 25.

² In den Concilien zu Nicäa i. J. 325, und zu Constantinopel i. J. 381.

Krieg v. Hochfelden, Gesch. d. Militär-Architektur.

Willkühr und physischer Macht ruhende Monarchie aufrichten und feststellen half.

Die militärischen Baudenkmäler der spätrömischen Zeit haben wir bereits im ersten Abschnitte betrachtet, aber die friedlichen, des Palast- und des Kirchenbaues, zeigen in Bezug auf Anordnung, Ornamentirung und Technik jene allmählichen Uebergänge, die zum Verständniss der gesammten Bauwerke einer spätern Zeit nothwendig und bei einer historischen Darstellung nicht zu umgehen sind.

Schon Vitruv tadelt, in seinen Bemerkungen über die Wandmalerei, den Geschmack an Kuppel-Gewölben über viereckigtem Untersatz, die Unnatur der Arabesken und das Vorwalten der Farbenpracht auf Kosten edlerer, plastischer Formen, was er dem Luxus und dem überhandnehmenden Ungeschick zuschreibt.¹ Wir können hier das erste Auftreten orientalischer Bau- und Decorationsweisen, die sich später, nach der Trennung des römischen Reiches, zu einem eigenthümlichen, „dem byzantinischen“, Stile entwickelten, nicht wohl verkennen. Bald genügten die einfachen Farben nicht mehr, man verlangte dabei auch den Glanz edler Metalle und Steine; so erhob sich die Mosaik von den Fussböden schon im Laufe des III. und der folgenden Jahrhunderte zur Bekleidung und Ausschmückung der innern Wandflächen und Wölbungen, und, mit größerem Material, auch der äussern Mauerflächen, wie wir bereits am bunten Würfelwerk der gallo-römischen Städte-Umfassungen gesehen. Dieser Geschmack am Bunten führte schon frühe (zuerst bei der Mosaik, später bei der Sculptur) ein neues Ornament ein, jene mannigfachen, symmetrischen Verschlingungen gleichbreiter Bänder, als Motive für die Zusammenstellung verschiedener Farben. Sie kommen schon im III. Jahrhundert an römischen Fussböden vor und werden von Vielen, wohl mit Unrecht, für keltisch oder skandinavisch gehalten.² Am schnellsten und tiefsten sank die

¹ Vitruvius de Architect. Lib. VII. c. 5, wo er von der Wandmalerei spricht.

² In der Sculptur erscheinen derartige Bandverschlingungen schon an altgriechischen Denkmälern. In ihrer Anwendung für die Mosaik werden sie häufig als Einrahmung römischer Fussböden gefunden, so in Deutschland in der Jagdvilla bei Fliessen. (Röm. Baudenkmale zu Trier und in der Umgebung von C. W. Schmidt. Trier 1843. Taf. 2, 3, 4, 5 u. 6.) Die immer mehr sinkende Sculptur nahm sie, mit ihrem Farbenschmuck als leicht auszuführendes Ornament für Gesimse und Friese in Anspruch. So finden wir denn diese Bandverschlingungen am obern Friese des Grabmals des Theodorich zu Ravenna. (Seroux d'Agincourt. Archit. T. XVIII. Fig. 12. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter. T. I, pag. 479.) Wir finden sie an den wenigen Gesimsstücken, die von der zweiten Kirche St. Peters „ad vincula“ zu Genf unter dem Fussboden der jetzigen dritten Kirche gefunden wurden. Diese zweite Kirche wurde gegen Ende des V. Jahrhunderts von den Burgundern erbaut. Wir finden diese Bandverschlingungen in Gestalt eines breiten Teppiches an den Marmorschranken der Kirche St. Clemente in Rom,

Sculptur, als die Wandmalerei und die Mosaik die ausschliessliche Sorge für die Decoration übernahm. Auch die Kirche, bis ins IX. Jahrhundert hinein, war keine Freundin plastischer Darstellungen. Mit der Sculptur verlor sich das Verständniss des antiken griechischen und römischen Gebäudes, der Gesimse u. s. w., was aber für die Technik von viel grösserer Wichtigkeit ist, auch die Gewandtheit des Meissels, daher die in der Folge immer mehr zunehmende Rohheit des Mauerwerkes und die immer eifriger fortgesetzte Zerstörung antiker Bauwerke, nur um der behauenen Quader willen. Sie hatte schon unter Constantin mit dem Aufstellen verschiedener, den alten Prachtbauten entnommenen, Säulen in den Basiliken begonnen und beschränkte sich bald nicht mehr auf Säulen und Gesimsstücke für derartige kirchliche Zwecke, sondern erstreckte sich auch auf behauene Werkstücke aller Art für den Bau der Privathäuser. Noch

in der unter Otto dem Grossen wiederhergestellten Kirche St. Michele zu Pavia, dort sind die Säulenschäfte und Pilaster davon überstrickt; wir finden sie in Deutschland an den alten bis ins X. und XI. Jahrhundert hinaufreichenden Kirchen, zu Quedlinburg, zu Wester Gröningen, in der Liebfrauenkirche zu Magdeburg u. s. w., endlich, aus der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts, im Innern des Barbarossa-Palastes zu Gelnhausen, und zwar als getreue Nachbildung jener obenerwähnten zu St. Clemente in Rom. Oft bilden diese Bandverschlingungen einen nur aus zwei Bändern geflochtenen schmalen Zopf, oft einen breiten, aus mehreren, oft sind die Bänder zu Kreuzen und Kreisen äusserst geschmackvoll zusammengelegt, bisweilen bilden sie auch nur, und dieses scheinen die ältesten, ganz einfache Dreiecke. Alle treten in erhabener Arbeit über die Flächen der Schmiegen, Platten, Säulenschäfte u. s. w. hervor, und sind ihrer Länge nach durch leicht eingegrabene Linien in drei parallele Streifen getheilt. Einen merkwürdigen Beweis, dass diese Bandverschlingungen auch im Mittelalter als Motive für den Farbenschmuck dienten, gab noch im Jahr 1834 (wo der Verfasser dieses sie gezeichnet) das Innere der Kirche zu S. Pietro „in coelo aureo“, zu Pavia. In dieser von den Longobarden erbauten, später zerstörten, und vielleicht früher als St. Michele wieder neu aufgerichteten Kirche, zeigen alle Kapitäle, Gesimse, Platten und Schmiegen neben den bekannten abenteuerlichen Thiergestalten jene Bandverschlingungen in ihrer ursprünglichen Farbenpracht. Gewöhnlich ist die Grundfläche, über welche die Bänder sich erheben, dunkelroth oder dunkel berggrün. Die der Länge nach gestreiften Bänder sind bei dunkelrothem Grunde: das oberste, und zwar im obern Streifen Gold, im mittlern lichtblau, im untern Silber; das unmittelbar darauffolgende: im obern Silber, im mittlern Lichtblau, im untern Gold und so abwechselnd. Ist der Grund dunkel berggrün, so ist der mittlere Streifen hellroth. Dasselbe Ornament der Bandverschlingungen zeigen die Heftnadeln (*fibulae*), deren sich die Römer und zur Zeit der Einwanderung auch die germanischen Völker, zur Festhaltung des Mantels auf der rechten Schulter bedienten, sowie die Schliessen von Wehrgehängen und Kuppeln. Besonders scheinen die Burgunder, nach der Menge der dortigen Funde, diese Art des Schmuckes geliebt zu haben. Er wurde nicht nur von den Römern, sondern auch von den deutschen Völkern in roherer Weise gefertigt (Lindenschmidt: über eine besondere Gattung von Gewandnadeln, aus deutschen Gräbern des V. u. VI. Jahrhunderts. Schriften des Mainzer Vereins zur Erforschung rheinischer Geschichte und Alterthümer. Heft VI.), und zeigt zuweilen biblische Darstellungen. (J. D. Blavignac: *Histoire de l'architecture sacrée, dans les anciens évêchés de Genève, Lausanne et Sion.* pag. 50. Caumont, *Abécédaire*, Caën 1851. p. 48.)

vor dem Umsturze des Reiches hatte sie dermassen um sich gegriffen, dass einer der besten unter den spätern Kaisern, Majorian, durch strenge Strafen (Geisselung und Abhauen beider Hände) diesem Unfug zu steuern versuchte.¹

Bei alledem sank die Baukunst, an statische Gesetze gebunden, weniger schnell, ja sie trägt noch in dieser Zeit des Verfalles die Keime einer neuen Entwicklung in sich, woraus im XI. und XII. Jahrhundert für das ganze Abendland jener Baustil erwuchs, den man den „romanischen“ nennt. So finden wir denn an den Prachtbauten Diocletians zu Salona, und an seinen Thermen zu Rom, aus dem Anfang des IV. Jahrhunderts, Säulenstellungen mit Bögen statt des Gebälkes, Consolen als Träger ausserhalb der Mauer stehender Säulen, diese oft zur Umrahmung der Fenster verwendet, äussere Wandbekrönungen durch kleine Arkaden-Gallerien auf Consolen, die Unterbrechung der äussern Mauerflächen durch viereckigte, nur schwach vortretende, oben durch grössere oder kleinere Kreisbögen verbundene Pfeiler und Lisenen, woraus sich denn auf den äussern Mauerflächen eine Reihe gleichhoher und flacher Blenden ergibt, die Ueberdeckung der grössern Thüren durch einen horizontalen Sturz und darüber gesprengten Kreisbogen zum Behuf der Entlastung, vor Allem aber das Kreuzgewölbe, das, auf vortretenden Wandpfeilern ruhend, in den obengedachten Thermen, sowie in der Basilika des Constantin oder Maxentius (dem sogenannten Friedentempel) in Rom zum ersten Mal vorkömmt. An den grossen Fensteröffnungen des Constantinischen Palastes in Trier finden wir bereits schon eine in drei rechten Winkeln gebrochene Profilierung der Seitenwände (der Laibung), geeignet für die Aufstellung dreier Säulen hintereinander in der Mauerdicke, zur Rechten und Linken jedes Fensters, mit den entsprechenden Bögen für dessen Umrahmung.

Auffallender noch als in den Details zeigte sich in der allgemeinen Anordnung der kirchlichen Bauten, die an die Stelle der heidnischen Tempel traten, diese neue Entwicklung. Die Basilikenform, den Gerichtshallen entnommen, dem kirchlichen Zweck aber angepasst, mit oder ohne Kreuzarme, mit ihrer Tribüne, ihrem säulengetragenen, den ganzen Bau überschenden

¹ Antiquarum aedium dissipatur speciosa constructio; et ut aliquid reparatur, magna diruuntur. Hinc jam occasio nascitur, ut etiam unusquisque privatum aedificium construens, per gratiam iudicum praesumere de publicis locis necessaria et transferre non dubitet etc. (Novell. Maiorian. tit. VI.) Er behielt in dieser Verordnung dem Fürsten und dem Senate die alleinige Entscheidung jener äussersten Fälle vor, welche die Zerstörung eines alten Gebäudes rechtfertigen mochten; belegte mit einer Geldbusse von 50 Pfd. Goldes jede Obrigkeit, die es wagen würde eine so ungesetzliche und ärgerliche Erlaubniss zu geben, und drohete dem verbrecherischen Gehorsame ihrer untergeordneten Beamten mit strenger Geisselung und dem Abschneiden beider Hände. Gibbon cap. 36.

Mittelschiff und den beiden niedrigeren Seitenschiffen, sowie die runden oder achteckigten, in ihrer Form den Bädern entnommenen Baptisterien, mit ihrer überhöhenden Kuppel und einem, den Seitenschiffen der Basilika entsprechenden, niedrigeren Umgang, endlich die Gruffkirchen, in ähnlicher Anordnung, zeigen das plötzliche, nicht allmähliche, Einströmen neuer und grosser, u. z. nicht altnordischer, heidnischer, sondern „christlicher“ Motive in die Architektur und geben den deutlichsten Beweis von der schnellen und gewaltigen Entfaltung der kirchlichen Macht.

Dieses waren die Zustände der Kunst im römischen Reich, als es untergieng; wenden wir uns nunmehr den germanischen Völkern zu.

Die barbarischen Völker im Allgemeinen. — Die West- und die Ost-Gothen. — Denkmäler.

Die barbarischen Völker, welchen das Reich unterlag, lassen sich in zwei grosse Gruppen zusammenfassen, deren erstere nur auf Raub begierig, bleibende Wohnsitze verschmähte, stets weiter zog und endlich durch Niederlagen unterworfen oder zur Rückkehr gezwungen, ohne bleibende Spuren verschwand, während die andere, Völker germanischen Stammes, vor Allem nach Länderbesitz strebend, den Einflüssen römisch-christlicher Bildung sich hingab und in ihrer spätern Entwicklung zu mächtigen Staaten erwuchs. Unter die Völker der ersten Gruppe gehören die Scythen, die Hunnen, die Avaren und noch viele andere, über deren Heimath und Schicksale ein gleichmässiges Dunkel herrscht. Die bedeutendsten Völker der zweiten Gruppe sind die Gothen (Ost- und Westgothen), die Burgunder, die Longobarden, welche Völker sich sämmtlich in Italien und im südwestlichen Gallien, die Alemannen und Franken, welche sich vorerst im nordöstlichen niederliessen. Nur diese zweite Gruppe gehört in den Kreis unserer nähern Betrachtung.

Die Gothen, aus Skandinavien stammend und dort schon in Ost- und Westgothen getheilt, traten in der ersten Hälfte des III. Jahrhunderts als Conglomerat der deutschen Völker, weitherrschend zwischen dem Don und der untern Donau auf, seit dem IV. meistens als Feinde, oft aber auch, durch Friedensgelder beschwichtigt, oder durch Ueberlassung von Land (am linken Ufer der untern Donau), und bei einer solchen Gelegenheit (um d. J. 375) dem arianischen Glauben gewonnen, als Bundesgenossen der Römer, in der letzten Zeit aber, und zwar in grössern Abtheilungen als Soldtruppen im römischen Heere. Die Westgothen unter ihrem König Alarich, auf ihrem Einbruche in Italien durch Stilicho im Jahr 403 zurückgeschlagen, erneuerten denselben im Jahr 408, rückten zweimal vor Rom und als sie zum drittenmale kamen, bemächtigten sie sich der ewigen Stadt (im Jahr 410), die sie einer sechstägigen Plünderung unterwarfen, worauf dann Alarich

seinen Zug nach Unteritalien fortsetzte und bei Cosenza starb. Rom brauchte, nach dem Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller, volle sieben Jahre, um sich von dieser Plünderung zu erholen.

Sein Bruder Attaulf wendete sich dem westlichen Gallien zu, nachdem er sich mit Galla Placidia, der Tochter des Theodosius, die ihm in Rom in die Hände gefallen war, vermählt, und gründete das westgothische Reich (i. J. 414), das ein halbes Jahrhundert später, zur Zeit seiner höchsten Blüthe, alles Land zwischen den Pyrenäen, der Rhone, der Loire und dem Mittelmeere, nebst der Auvergne umschloss, und sich über einen Theil Spaniens erstreckte.

Honorius hatte von Rom seinen Sitz früher nach Mailand, im Jahr 404 aber in das wohl befestigte Ravenna verlegt. Während des grossen Raubzuges der Hunnen (452 und 453) und in der Entscheidungsschlacht auf den Catalaunischen Feldern standen die Westgothen nebst andern deutschen Völkern auf römischer Seite, die Ostgothen aber auf jener des Attila.

Die Völker, welche nach Attila's Tode (453) ihre Unabhängigkeit behauptet hatten, sassen entweder in den unbegrenzten Ländereien jenseits der Donau oder in den römischen Provinzen zwischen diesem Fluss und den Alpen. Sie gaben die Mannschaft für das Heer der Bundestruppen, welchen nunmehr ausschliesslich die Vertheidigung Italiens oblag, dessen Beherrscher keine andere Wahl hatte, als der Slave oder das Opfer dieser Barbaren-Söldner zu sein. Bei jeder Umwälzung wurden ihr Sold und ihre Vorrechte vermehrt, bis endlich Orestes, ein Pannonier, früher Geheimschreiber des Attila, später, unter Kaiser Nepos, Oberbefehlshaber der Truppen, der den Nepos vertrieben und seinen zwanzigjährigen Sohn Romulus Augustulus, unter Zustimmung des Senates, mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet hatte, während er in dessen Namen die oberste Regierungsgewalt übte, den Anforderungen der Bundestruppen, den dritten Theil aller Ländereien unter sie zu vertheilen, entschieden entgegentrat. Da stellte sich Odoaker, ein geborener Scyre und Anführer der Leibwache, an die Spitze der Missvergnügten, liess den Orestes, der sich nach Pavia geflüchtet, ergreifen und hinrichten, den Romulus Augustulus setzte er ab und verwies ihn mit einem Gnadengehalt nach der Lukullischen Villa auf dem misenischen Vorgebirg, ¹ wo er seine Tage in Dunkelheit endete. Der Senat übertrug das weströmische Kaiserthum dem oströmischen Kaiser Zeno, von dem er dagegen für Odoaker die Würde eines Patriziers und die Verwaltung der Diöcese Italien erbat; ein Gesuch, das jener bewilligte, worauf denn Odoaker wohl den königlichen Titel führte, sich aber der königlichen Insignien enthielt. Die übrigen Ver-

¹ Jornandes, cap. 46, nennt übrigens diese Villa ein Castellum: „in Lucullano Campaniae castello exilii poena damnavit.“

hältnisse blieben ungeändert, Italien unter der bürgerlichen Verwaltung des prätorianischen Praefecten und seiner Beamten, den römischen Obrigkeiten aber die gehässigen und drückenden Aemter der Steuererhebung, während Odoaker sich Milderungen vorbehielt und auch eintreten liess. Die katholische Kirche erlitt von dem arianischen Könige keine Verfolgung, und so unbedeutend erschien den Zeitgenossen der letzte Athemzug der ehemaligen Weltmonarchie, dass sie nicht einmal in der Angabe der Jahre übereinstimmen, in welcher er stattgefunden. Sie schwanken zwischen den Jahren 476 und 479.

Im Jahr 489 erhob sich das gesammte Volk der Ostgothen, damals von den Byzantinern mit der Vertheidigung der untern Donau betraut, zur Eroberung des Königreichs Italien. Theodorich, aus dem königlichen Stamme der Amaler, hatte sich und seine Gothen dem Kaiser Zeno zur Eroberung des italischen, mit Konstantinopel faktisch in keiner Verbindung mehr stehenden Königreichs angeboten, und dieser das Anerbieten angenommen, ohne übrigens näher zu bestimmen, ob Theodorich das zu erobernde Königreich als Stellvertreter, als Vasall, oder als Bundesgenosse des Kaisers beherrschen solle. Nach zwei mühsamen und wechsellvollen Feldzügen, in deren zweitem ihm seine westgothischen Stammesgenossen aus Gallien zu Hülfe eilen mussten, gelang es ihm, den Odoaker in Ravenna einzuschliessen, worauf er in Rom vom Senate und vom Volk als König von Italien und als Befreier empfangen ward (im August des Jahres 490). Nach dreijähriger ruhmvoller Vertheidigung wurde Odoaker durch das Versprechen der Theilnahme an der Regierung bewogen, die Thore des unüberwindlichen Ravenna zu öffnen und sofort ermordet (März 493).

Aus der kurzen Uebersicht der Geschichte dieser beiden gothischen Hauptvölker ersehen wir, dass sie bei Gründung ihrer Reiche, nach zweihundertjährigem Verkehr mit den Römern, sich keineswegs im Zustande primitiver Rohheit befanden. Insbesondere war die gesammte damalige römische Kriegführung auf sie, als Soldtruppen und Feldherrn der Römer übergegangen. Sie erkannten denn auch die Bedeutung der Castelle und Waffenplätze, und waren in deren Angriff und Vertheidigung keineswegs unerfahren. Bedeutende Waffenplätze waren damals im südlichen Gallien: Narbonne, Arles, Toulouse, Carcassone, Marseille u. s. w.; in Italien aber ausser Rom, Aquileja, Pavia, Verona, Asti noch viele andere grössere oder kleinere Plätze (Burgen), deren die Geschichtschreiber gedenken, vor Allem Ravenna, das erst in diesen Zeiten auf seine grosse Stärke gebracht wurde. Bis jetzt hat man nicht nachgeforscht, ob von diesen Denkmälern der Militär-Architektur sich noch etwas erhalten hat, was schon Gibbon bei seiner Beschreibung Ravenna's bedauert. Wir fügen diese Beschreibung wörtlich hier ein. „An der Küste des adriati-

schen Meeres, ungefähr zehn oder zwölf Meilen von der südlichsten der sieben Pomündungen, hatten die Thessalier die alte Kolonie Ravenna gegründet, welche sie nachher den Eingeborenen von Umbrien überliessen. Augustus, welcher die günstige Lage des Platzes bemerkte, liess in einer Entfernung von drei Meilen von der alten Stadt einen geräumigen Hafen zur Aufnahme von 250 Kriegsschiffen bauen. Die Marineanstalt, welche die Arsenale und Magazine, die Kasernen für die Truppen und die Häuser der Arbeiter in sich schloss, leitete Ursprung und Namen von dem bleibenden Standorte der römischen Flotte her; der Zwischenraum wurde bald mit Gebäuden und Bewohnern angefüllt und die drei ausgedehnten und volkreichen Viertel von Ravenna trugen allmählig dazu bei, eine der wichtigsten Städte Italiens zu bilden. Der Hauptkanal des Augustus führte einen mächtigen Strom der Gewässer des Po durch die Mitte der Stadt bis zum Eingange des Hafens; dieselben Gewässer wurden in die tiefen Gräben, welche die Wälle umgaben, und durch tausend Nebenkanäle nach jedem Punkte der Stadt geleitet, welche sie in viele kleine Inseln theilten; die Verbindung ward nur durch Boote und Brücken erhalten, und die Häuser von Ravenna, dessen Anblick mit dem von Venedig verglichen werden kann, ruhten mit ihrem Grundbau auf hölzernen Pfählen. Die umliegende Gegend bildete bis zu einer Entfernung von mehreren Meilen einen tiefen Morast, und der künstliche Dammweg, welcher Ravenna mit dem Festlande verband, konnte bei Annäherung des Feindes leicht vertheidigt oder zerstört werden. In diese Moräste waren jedoch Weingärten eingestreut und, obschon der Boden durch vier bis fünf Ernten erschöpft wurde, erfreute sich die Stadt doch eines reichlicheren Zuwachses von Wein als von Trinkwasser. Die Luft, statt die faulen und fast pestilenzialischen Ausdünstungen des niedrigen Sumpfbodens zu empfangen, zeichnete sich vielmehr, gleich der Umgegend von Alexandria, als ungewöhnlich rein und gesund aus, und dieser eigenthümliche Vorzug wurde den regelmässigen Fluthen des adriatischen Meeres zugeschrieben, welche die Kanäle reinigten, den gesundheitsschädlichen Stillstand der Gewässer unterbrachen und täglich die Schiffe von dem umliegenden Lande in das Herz von Ravenna führten. Der allmähliche Rücktritt der See hat die neuere Stadt in einer Entfernung von vier Meilen vom adriatischen Meere gelassen, ja schon im fünften oder sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung war der Hafen des Augustus in angenehme Gärten verwandelt und ein einsamer Fichtenwald bedeckte den Boden, wo einst die römische Flotte vor Anker lag. Aber selbst diese Veränderung trug zur Vermehrung der natürlichen Stärke des Platzes bei, weil die Seichtigkeit des Wassers eine hinreichende Schutzwehr gegen die grossen Schiffe des Feindes bildete. Diese vortheilhafte Lage wurde nunmehr durch

Kunst und Arbeit befestigt, und der nur um seine persönliche Sicherheit besorgte Honorius zog sich in seinem zwanzigsten Jahre in die immerwährende Einkerkung der Mauern und Sümpfe von Ravenna zurück. Das Beispiel des Honorius wurde von seinen schwachen Nachfolgern, den gothischen Königen und später den Exarchen, welche Thron und Pallast der Kaiser einnahmen, befolgt und Ravenna bis zur Mitte des achten Jahrhunderts als der Sitz der Regierung und als Hauptstadt von Italien betrachtet.“¹

Wenn auch die damalige römische Kriegführung den beiden gothischen Völkern eigen geworden, so giengen sie doch, nachdem sie ihre Reiche gegründet, in ihrer ferneren Cultur verschiedene Wege. Die Westgothen nahmen sehr schnell gallo-römisches Wesen und Sitte an. Schon Ataulf erschien bei seiner Hochzeitfeier mit der Galla Placidia in römischer Tracht (J. 414), und um das Jahr 453 werden der in römischer Weise mit Vorhängen geschmückte Pallast des westgothischen Theodorich, sein, hauptsächlich nach dem Kunst- und nicht nach dem Metallwerthe auserlesenes Silbergeschirr, sowie vor Allem seine edlen Sitten von einem damaligen Schriftsteller gerühmt.² Schon in der ersten Zeit gestatteten die Westgothen ihren gallischen und spanischen Unterthanen den Eintritt ins Heer (viele römische Namen erscheinen neben den westgothischen als Befehlshaber grösserer Abtheilungen) und das römische Recht, während sie sich selbst mit den Gebräuchen ihrer Vorfahren begnügten; später stellten sie, für beide Bevölkerungen, sowohl für das peinliche wie für das bürgerliche Recht, gemeinsame Bestimmungen auf. Die in der Bautechnik trefflich erfahrenen Gallo-Römer halfen bei der Wiederaufrichtung der römischen Umfassungen und Thürme; so stellten sie das römische Amphitheater in Nimes wieder her und benutzten es (wie früher die Römer derartige feste Gebäude) für den Zweck der Vertheidigung. In der Beschreibung Carcassonne's pag. 19 haben wir ein solches Denkmal erörtert, und noch Manches der Art mag bei näherem Suchen in den südfranzösischen Städten gefunden werden. Als westgothische Burgen erscheinen in der Geschichte: Crozant, am Zusammenflusse der Sedelle und der Creuze, von den Westgothen erbaut, später im Besitze Ludwigs, eines Sohnes Karls des Grossen, noch später der Grafen de la Marche, von Ludwig XI. beschädigt, von Richelieu zerstört; Lourdes, in den Pyrenäen, von den Römern erbaut, von den Westgothen, Vandalen, Engländern erweitert, den Grafen von Bigorre zuständig, später jenen von Béarn, Staatsgefängniß noch in unsern Tagen; Lovolautrum, in der Auvergne, i. J. 533 von Theodorich vergebens belagert; Castrum Maroliacense, Chastel Marliac, ebenfalls

¹ Gibbon, l. c. cap. 30.

² Sidonius Apollinaris, Lib. I., epist. II.

in der Auvergne, nordwestlich der kleinen Stadt Marliac (Dept. d. Cantal), im J. 532 von Theodorich vergebens belagert, auf allen Seiten von senkrecht zugehauenen Felswänden umschlossen,¹ mit trefflichen Quellen und hinreichendem Raum für den Anbau der nöthigen Früchte; Théouls, in der obern Provence, bei dem Dorfe Dromon, in der Nähe von Sisteron: vom prätorischen Präfekten Dardanus zur Zeit der drohenden Invasion Ataulfs erbaut, u. a. m.

Wesentlich verschiedener Art waren die Verhältnisse im Ostgothischen Reich. Theodorich fand dort eine für den Krieg völlig untüchtige Race, und hielt, wie sein Vorgänger Odoaker, beide Bevölkerungen, die einheimische und die gothische, auch durch die Gesetzgebung unvermischt, indem er die einheimische in ihrer alten Verwaltung und bei ihrem römischen Rechte liess und ihr die Uebung der Handwerke, der Künste und Wissenschaften, sowie auch des Handels anheimgab, seinen Gothen aber, die dafür ein Drittel des Länderbesitzes erhielten, den Kriegsdienst ausschliesslich übertrug.² Mit der Kirche kamen die arianischen Gothen in keinen Konflikt und während der ganzen, dreiundzwanzigjährigen, gesegneten Regierung Theodorichs betrat kein feindlicher Fuss den Italischen Boden.

Die römische Baukunst und Technik war im Laufe des V. Jahrhunderts, das eine dreimalige Plünderung Roms gesehen,³ dort dennoch fortwährend geübt worden, wie solches die zahlreichen, während jenes Jahrhunderts ausgeführten kirchlichen Gebäude bezeugen.⁴ Theodorich, von Verehrung für die alten Kunstdenkmale durchdrungen, bestimmte für die Erhaltung der baulichen einen Baumeister, jährlich 200 Pfund Goldes, sowie den Ertrag der Zölle des lucrinischen Hafens, nebst Lieferungen an Baumaterial; die Bewahrung der Denkmale plastischer Kunst übertrug er einem besondern Beamten. Durch seine römischen

¹ Castrum Maroliacense enim propria natura munitum erat, nam centenorum aut amplius pedum ab exciso vallatur lapide, non murorum structione. Gregor. Tur. III, 13. Das früheste Beispiel einer in den natürlichen Felsen gehauenen Burg.

² Nichts ist gewisser, als dass die Kunst, deren Uebung Theodorich begünstigte, die römische war, und dass sie unverändert beibehalten wurde. Wie er sich überall mit Römern umgab, wie Cassiodor, Boëthius, Symmachus seine Rathgeber waren, so gehörte auch sein Baumeister Aloisius und sein Bildhauer Daniel den Einheimischen an. Schnaase, Gesch. d. bildenden Künste im Mittelalter. I. p. 177.

³ Eine im Anfange desselben unter Alarich, eine um die Mitte unter dem Vandalenkönige Genseric und endlich eine in der zweiten Hälfte, in den Kämpfen zwischen Anthemius und Ricimer.

⁴ In Rom wurden während des V. Jahrhunderts neu erbaut: St. Maria Maggiore; Sta. Sabina; St. Pietro ad Vincula; St. Stefano rotondo; das Baptistarium des Laterans; St. Giovanni in fonte. In Ravenna aber (dem neuen Regierungssitze des Honorius): die Kathedrale; S. Giovanni Evangelista; S. Agatha; S. Francesco; S. Nazario e Celso (Grabkirche der Galla Placidia); S. Giovanni in fonte.

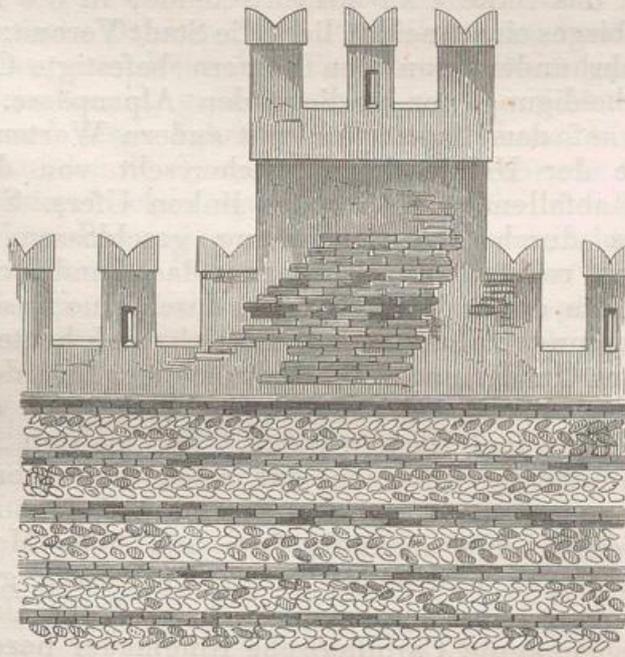
Baumeister, an deren Spitze sein Geheimschreiber Cassiodorus, hat er grossartige und zahlreiche kirchliche und profane Bauwerke aufgerichtet, von welchen sich mehrere zum Theil noch ganz oder theilweise erhalten haben, wie z. B. die Basilika S. Theodoro, oder S. Spirito; das arianische Baptisterium, später S. Maria in Cosmedin nach seiner Erweiterung genannt; die prachtvolle Basilika S. Apollinare nuovo, in sehr edeln Verhältnissen mit trefflicher Mosaik, sowie die von ihm wiederhergestellte Basilika des Hercules, sämmtlich in Ravenna, ferner der Pallast, der gewöhnliche Aufenthalt Theodorichs, ebendasselbst, ein Theil der Befestigungsanlagen Veronas, und mehrere kleinere Pallastbauten und Burgen; hieher gehört auch seine nahe bei Ravenna errichtete Gruftkirche. Alle diese kirchlichen Denkmale haben bereits ihre gründlichen Beschreiber und Erklärer gefunden. Wir beschränken uns daher nur auf die von ihm herrührenden der militärischen und der bürgerlichen Architektur.

Die Ringmauer des Theodorich zu Verona. Nach ihrem Austritt aus dem Gebirge fliesst die Etsch unter vielen kleinen aber starken Krümmungen, welche oft lange und schmale Halbinseln bilden, der lombardischen Ebene zu. Dort wo eine solche gegen das linke Ufer hervortretende, in die letzten Ausläufer des Gebirges einschneidet, liegt die Stadt Verona; jener schon im ersten Jahrhundert von den Römern befestigte Centralpunkt für die Vertheidigung der vorliegenden Alpenpässe. Die Stadt breitet sich auf dem äussersten, mit andern Worten dem nördlichen Theile der Halbinsel aus, beherrscht von dem Capitol, auf den steil abfallenden Höhen des linken Ufers. Südlich hatte sie Gallienus durch eine Umfassung geschlossen, welche in einem grossen rechten Winkel gegen das Land vortrat. Vorwärts der Spitze dieses Winkels, aber durch eine Anschlussmauer mit der Umfassung verbunden, erhebt sich noch heute das Amphitheater, ein aus Quadern aufgeführter mächtiger Bau, der jeden Angriff gegen die, weiter rückwärts an den Strom sich anlehnenden Seiten, in Flanke und Rücken nahm. Die meisten Anlagen römischer Amphitheater scheinen auf solch eine eventuelle Verwendung hinzudeuten. Dass das Capitol auf dem linken Ufer des Flusses durch eine ebenfalls feste und hohe Mauer an die Etsch angeschlossen und somit in die Umfassung gezogen war, versteht sich von selbst; wahrscheinlich wird ihr Umzug durch die spätere sogenannte Carolingische Ringmauer bezeichnet, deren Ueberreste wie jene der Hauptumfassung theilweise noch aufrecht stehen.

Nach ihrer Zerstörung durch Attila erbaute und befestigte Theodorich die Stadt Verona aufs Neue. Auf der Stelle des römischen Capitols errichtete er seinen Pallast, die südliche Umfassung der Stadt aber rückte er noch weiter gegen Süden, vor das Amphitheater hinaus und führte sie, ohne aus- und eingehende Win-

kel, von der stärksten Krümmung des zunächst oberhalb befindlichen Bogens der Etsch, quer bis ans andere diesseitige Ufer. Die Länge dieser Landseite beträgt an die 1200 Metres. Auf allen übrigen war die Stadt durch die über 100 Metres breite Etsch und wohl auch durch eine dahinter befindliche leichtere Mauer geschützt. Die auf den Höhen des linken Ufers gelegene, den Pallast umschliessende Ringmauer, lehnte sich aufwärts, gegenüber der nördlichen Spitze der Halbinsel, und abwärts, gegenüber der Mitte der östlichen Seite, oberhalb des Ponte nuovo, an den Strom. Die Landseite war durch einen nassen Graben gedeckt, der vor der Mauer des Theodorich in ihrer ganzen Ausdehnung hinzog. Im XIV. Jahrhundert rückten die Scaliger die Landseite noch bedeutend gegen Süden vor, und richteten die Mauer des Theodorich als innern, vorbereiteten Abschnitt, für die Vertheidigung her. Zu diesem Behufe wurde hinter ihrem obern Anschluss an die Etsch, an der dort einwärts gehenden Krümmung des Stromes, das „Castell Vecchio“ mit Brücke und Brückenkopf erbaut, die $11\frac{1}{2}$ Pariser Fuss dicke

Fig. 72.

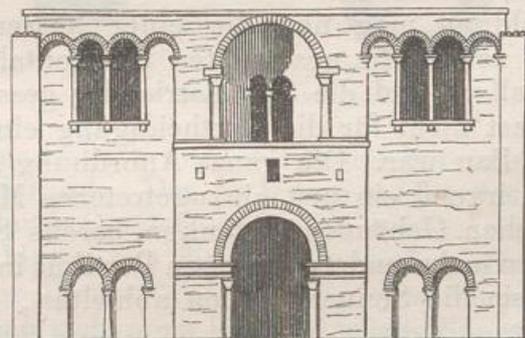


Ringmauer des Theodorich zu Verona.

Mauer des Theodorich aber mit einem gezinnten Mauergange gekrönt, auf welchem sich viereckigte, keineswegs über die senkrechten Mauerflächen vortretende, Thürme erheben. Ob vor ihr ein Erdwall mit niedrigerer Verkleidungsmauer (wie z. B. bei Aosta, Fig. 8) gelegen, ob diese durch vortretende Thürme ver-

theidigt worden, ob der nasse Graben ganz einfach den Fuss der Hauptmauer benetzt habe, Alles dieses bedarf noch einer besondern Untersuchung. Merkwürdig aber ist die Constructionsweise dieser letztern. Wir begegnen hier jener spätrömischen Nachahmung des Opus spicatum, welche wir bereits in Britannien kennen gelernt haben (pag. 122). Das nächste Motiv dazu liegt vor Augen, denn als Material mussten hier die an Ort und Stelle reichlich vorhandenen, länglichen, sehr unregelmässig abgerundeten Geschiebe der Etsch dienen. Zwischen den horizontalen, zwei oder dreireihigen Backsteinbändern wären horizontale Lager dieser unregelmässigen Geschiebe nicht zu erlangen gewesen, hätte man sie in ihrer Längenrichtung legen wollen; schräg gestellt (hin und wieder mit kleinern als Ausfüllung) gestatteten sie dieses leicht. Der obere Theil der Mauer mit seinen Zinnen und Thürmen ist aus Backstein.

Fig 73.



Der Pallast des Theodorich in Ravenna. Ein Theil desselben ist in der Vorderseite des Franciscanerklosters erhalten. Er zeigt uns Lisenen und Blendbögen, letztere auf Säulen oder Halb-Säulen, mit gemeinsamer, von Consolen getragener Basis und erinnert an den Diocletianischen Pallast zu Salona. Die Lisenen erscheinen hier bereits als ein wohlmotivirtes Decorationsmittel zur Unterbrechung der einförmigen Mauerfläche, die breiteste um den Haupttheil der Façade (Thor und Tribune) besser hervorzuheben. Die beiden mittlern Blendbögen auf jeder Seite dienen zur Ueberdeckung zweier, durch eine kleine Säule geschiedener, somit gekuppelter Fenster; die beiden Bögen des Thores und der Tribune ruhen auf Ecksäulen. So zeigen sich denn schon an diesem frühen Bauwerke der christlichen Zeit, Einzelheiten des spätern, sogenannten romanischen Stiles. Die kleinen Consolen, welche hier die beiden Fenstergesimse tragen, gehören zu den Anfängen des byzantinischen Stiles, bei dessen weiterer Entwicklung, im Orient, sie immer bedeutender über die senkrechte Mauerfläche vortreten, und endlich auch Vertheidigungsanstal-

ten trugen, welche uns die Kreuzfahrer unter dem Namen der „Erker“ wieder ins Abendland heimbrachten. Die Tribune ist halbkugelförmig überwölbt, die untere Arkadenreihe zugemauert. Der Bau ist aus Ziegeln, nur die Säulen, Pilaster, Consolen, Gesimse u. s. w. sind aus behauenen Stein.

Eine gleichzeitige Abbildung dieses Pallastes geben die Mosaiken der Kirche St. Apollinare nuovo in Ravenna; im Erdgeschosse eine säulengetragene Arkadenreihe, darüber eine ähnliche, etwas niedrigere, mit schmalern und daher zahlreichern Bögen; in der Mitte der ganzen Linie ein vortretender Bau von der Höhe beider Geschosse zusammen, ebenfalls durch drei Bögen geöffnet und mit einem antiken Giebel bedeckt, in welchem die Aufschrift „Palatium“; der übrige Theil des Pallastes in altrömischer Weise mit grossen viereckigten Ziegelplatten und Holzziegeln über den Fugen eingedeckt. Die untere Arkadenreihe ist durch zierlich aufgenommene Vorhänge geschmückt. Hinter dem Pallaste erheben sich andere Gebäude, darunter zwei mit Kuppeln überdeckte Baptisterien und zwei Basiliken.¹

Diese Abbildung mag nun die einer äussern oder innern Façade sein, so zeigen die gestreckten Horizontallinien mit ihren offenen Bogenhallen, und die Symmetrie der gesammten Anlage, dass dieser Pallast nicht für die Vertheidigung eingerichtet, somit kein burglicher Bau war. Die ganze Anordnung ist die römische jener Zeit, ohne irgend ein neu hinzugetretenes Motiv. Der Vorhänge in römischen Gebäuden gedenken bereits Sueton und Dio Cassius; sie waren insbesondere für einen Portikus in warmem Klima geeignet, weil sie die Sonnenstrahlen abhielten, nicht aber den Zutritt der Luft.

Der Pallast und die Befestigungsanlagen Theodorichs zu Terracina. Von diesem Pallaste hat sich nur ein Theil seines Unterbaues erhalten. Auch er zeigt die Ueberreste langer, senkrecht aufeinander stossender, vorn offener Bogengänge, deren Bögen auf Pfeilern ruhen, die über die ganze Breite des Ganges hervortreten und durch einander gegenüberstehende Pforten durchbrochen sind, in der Art wie die Pfeiler der Aurelianschen Ringmauer zu Rom, im Hintergrunde öffnete sich abwechselnd eine Pforte oder ein Fenster in einen parallel dahinter hziehenden etwas schmalern Gang. Kämpfer und Archivolten sind mit Sorgfalt gearbeitet; das Uebrige der Construction ist von rohen Bruchsteinen (*opus incertum*), das Ganze hatte einen Verputz.²

Dass auch dieser Pallast, wie jener zu Ravenna, an und für sich kein wehrhafter Bau gewesen, geht wohl genügend aus der so eben betrachteten offenen Bogenhalle seines untersten Ge-

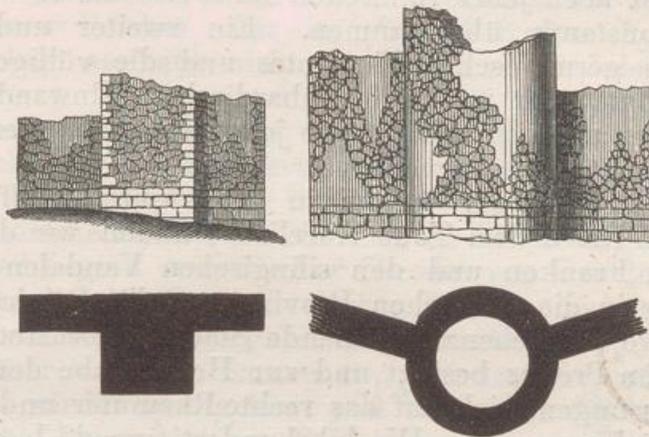
¹ Seroux d'Agincourt, Taf. XVII, Fig. 11.

² Seroux d'Agincourt, Taf. XVII, Fig. 1, 2, 3, 4, 5, 6.

schosses hervor. Auch er stand, wie jener zu Ravenna, innerhalb einer befestigten Umfassung, über deren Gesamtanlage zur Zeit noch keine nähern Untersuchungen vorliegen. Nur noch an einzelnen Stellen haben sich Mauern und Thürme erhalten;

Fig. 74.

Fig. 75.



Thürme Theodorichs zu Terracina.

diese letztern quadratisch über die Mauer hervortretend, an deren Ecken aber kreisrund. Der Steinverband ist das *opus incertum*, an den Ecken durch Quader verfestigt; beide Arten von Thürmen aber, die viereckigten wie die runden, auf mehreren horizontalen Lagern grösserer Werkstücke ruhend; vom Verputze der Bruchsteinmauern haben sich noch hin und wieder Spuren erhalten.¹ So sehen wir denn auch bei diesen Denkmälern der Pallast- und der Militär-Architektur des VI. Jahrhunderts das Fortwalten römischer Grundsätze und Technik, nur letztere heruntergekommen, wie schon die ausgedehntere Verwendung der Bruchsteinmauern beweist.

Fassen wir die Ergebnisse unserer Betrachtungen übersichtlich zusammen, so finden wir bei den Westgothen die ersten Anfänge der Mischung des germanischen und des gallo-römischen Elementes, dieses letztere aber zur Zeit noch unbedingt vorwaltend. Bei den Ostgothen finden wir das unvermischte Fortbestehen beider Elemente neben einander, von welchen nur das römische bauliche Denkmäler zurückliess, denn hier haben, wie die Geschichte berichtet, nur allein die Römer gebaut, und zwar in jener absteigenden Richtung, die wir schon unter Diocletian näher betrachtet haben.

Theodorich starb i. J. 526 in seinem Pallast zu Ravenna. Nach seinem Tode bestand sein Reich unter schwachen Nachfolgern noch vierzehn Jahre, bis es den Byzantinern unter Belisar

¹ Seroux d'Agincourt, Taf. XVIII, Fig. 7, 8.

erlag. Die mit der einheimischen Bevölkerung noch immer nicht gemischte ostgothische wurde entweder nach Konstantinopel übersetzt, oder verlor sich unter der übrigen Bevölkerung Italiens. Rom blieb bis ins VIII. Jahrhundert unter byzantinischer Herrschaft. Aber nur in Ravenna, dem Sitze der Regierung, hat sich der byzantinische Baustyl weiter entwickelt; das übrige Italien folgte vorerst noch jener römischen Bauweise die es von Diocletian und Constantin überkommen. Ein zweiter und stärkerer Aufguss des germanischen Elementes und die völlige Mischung beider bereitete sich in der longobardischen Einwanderung vor, die wir weiter unten, nachdem wir jene der Burgunder in Gallien betrachtet, näher ins Auge fassen.

Die Burgunder. Schon in der zweiten Hälfte des III. Jahrhunderts (nach dem Tode Aurelians) finden wir die Burgunder mit den Franken und den silingischen Vandalen auf jenem grossen Zug in die römischen Provinzen Gallia Belgica und Lugdunensis, wo sie siebenzig blühende Städte verwüsteten, bis sie im J. 277 von Probus besiegt und zur Herausgabe der geraubten Schätze gezwungen, sich auf das rechte Rheinufer und hinter den Neckar zurückzogen. Im IV. Jahrhundert (um d. J. 370) finden wir sie am Main angesessen, mit ihren Nachbarn, den Alemannen (wegen wichtiger Salzquellen), im Kampfe, mit den Römern aber in Unterhandlung. Im Anfange des V. Jahrhunderts (i. J. 406) erscheinen sie unter den Völkern, welche damals den Rhein überschritten, und bald darauf an dessen linkem Ufer, zwischen Worms und Mainz, mit römischer Bewilligung sesshaft. Auf sie bezieht sich die Sage des Niebelungenliedes. Von Attila vertrieben, standen sie auf den Catalaunischen Feldern in den Reihen der Römer und erhielten vom dankbaren Aetius die Provinz Sabaudia als bleibenden Wohnsitz (i. J. 450), wo sie ein Reich gründeten, das nach und nach die Becken der Rhone, der Saone und der obern Loire umfassend, gegen Süden von der Durance und den Vorbergen der Cottischen Alpen, gegen Norden aber vom Gebirgszuge des Morvan, der Hochebene von Langres und den Vogesen begrenzt wurde. Die wichtigsten Orte waren: Avignon, Orange, Embrun, Valence, Vienne, Lyon, Genève, Lausanne, Sion, Avanches, Autun, Nevers, Besançon, Dijon, Langres u. s. w. Wohl die meisten dieser Orte lagen seit den alemannischen Raubzügen in Trümmern. Unter allen germanischen Völkern werden die Burgunder als die mildesten und bildungsfähigsten gepriesen, auch erscheinen sie, in dem ihnen von den Römern zugewiesenen Lande, keineswegs als zerstörende Eroberer (die Zerstörung war bereits vor ihnen bewirkt worden), sondern als friedliche Einwanderer, bemüht, die heruntergekommenen Zustände zu bessern, daher unter Gundobald jene Gesetzgebung welche die alten und die neuen Einwohner, Römer und Burgunder, einander beinahe gleichstellt. Im Besitze der beiden Alpenstrassen über den grossen

und den kleinen St. Bernhardt genossen sie die Vortheile des Hauptverkehrs der alten römischen mit der neu sich gestaltenden germanischen Welt, auch war das Christenthum schon in seinem ersten Jahrhundert in diese Thäler gedrungen. Wie alle christlichen Völker der Germanen gehörten sie zum arianischen Bekenntniss, erst mit dem letzten ihrer Könige traten sie in den Verband der katholischen Kirche, u. z. unmittelbar vor dem Untergange ihres Reiches, das im Jahr 543 den Angriffen der Franken erlag; es hatte nicht einmal ein volles Jahrhundert bestanden.

Aus diesen Verhältnissen erklärt sich denn auch die geringe Anzahl kirchlicher Bauten, deren die Geschichtschreiber gedenken und deren äusserst spärliche Ueberreste auf uns gekommen sind. Das burgundische Kloster St. Maurice, zu Ehren der Märtyrer der Thebanischen Legion vom Bischof Theodor von Octodurum bereits um das Jahr 391 in den Agaunischen Pässen errichtet, vom heiligen Sigmund reichlich begabt und erweitert, von den Longobarden, später von den Sarazenen, verwüstet, wurde im XVII. Jahrhundert wieder neu gebaut und hat kein bauliches Denkmal aus der alten burgundischen Zeit aufzuweisen. Eine Kirche in Genf vom Vater des h. Sigmund, dem König Gundobald begonnen, von dem Sohne vollendet, und, wie das Kloster St. Maurice, noch vor dem J. 517 eingeweiht, stand auf der Stelle des jetzigen Domes. Bei einer umfassenden Restauration dieses letztern, i. J. 1850, fand man unter seinem Fussboden Mauerwerk, Gsimmsstücke mit den bereits obenerwähnten Bandverschlingungen und namentlich Thongefässe (Diotae), wie solche von den Römern zum Bau ihrer Gewölbe (z. B. im Circus des Caracalla, im Tempel der Minerva medica zu Rom, sowie in St. Vitalis zu Ravenna) verwendet wurden, hier aber erscheinen sie in den Mauern. Alle diese, obgleich nur geringen Ueberreste, mögen beweisen, dass unter den Burgundern die römische Bautechnik noch keineswegs verloren war. An der nämlichen Stelle fanden sich die, aus anderm Materiale und viel roher gearbeiteten, Ueberreste einer zweiten Kirche aus der merowingischen Zeit.¹ Wenn wir in der kirchlichen Architektur der Burgunder römische Ueberlieferungen finden, so dürfen wir solche wohl ebenfalls in ihrer militärischen voraussetzen, auch wird von den Geschichtschreibern burgundischer, d. h. römischer und von den Burgundern wiederhergestellter Befestigungsanlagen mehrfach gedacht. So baute Gundobald i. J. 500 eine Ringmauer um die Stadt Genf, wobei er, ganz in römischer Weise, von zerstörten Kirchen und öffentlichen Gebäuden grosse, mit gallo-römischen und mit christlichen Sculpturen gezierte Werkstücke nahm. So beschreibt denn auch

¹ J. D. Blavignac l. c. Das Buch ist reich an sehr interessanten Zeichnungen, die Classification der Bauwerke aber und ihre Erklärung oft sehr gewagt.

Gregor von Tours die Befestigung Dijons, die, von den Römern herrührend, von den Burgundern wiederhergestellt, und von Gundobald in seinem Kriege gegen die Franken, ohne Schwertstreich verlassen wurde: „Dieses Castrum mit sehr starken Mauern liegt mitten in einer fruchtbaren Ebene. Auf ihrer Südseite hat sie den Fluss Ouche, von Norden her kömmt ein kleinerer Fluss, der durch ein Thor in die Stadt tritt, unter einer Brücke hinweg und zu einem andern Thore hinausfließt. Den ganzen Bau schmücken dreiunddreissig Thürme; seine Ringmauer ist bis zu einer Höhe von 20' aus Quadern (*quadris lapidibus*), von da aus kleinen Steinen (*minuto lapide*), 30' hoch und 15' dick. Warum man dieses Castrum nicht eine Stadt (*Civitas*) nennt, weiss ich nicht. . . . Die Alten sagen, Kaiser Aurelian habe es erbaut.“ Weder in Dijon noch anderwärts haben sich nachweisliche Denkmäler der Militär-Architektur aus diesem ersten Reiche der Burgunder erhalten.

Die Longobarden. Nach der chronologischen Reihenfolge hätten wir nunmehr die Franken in nähere Betrachtung zu ziehen weil sie noch vor den Longobarden ein Reich gegründet. Wenn man aber erwägt, dass sie in Italien und in Gallien den Gothen, den Burgundern und den Longobarden in der Herrschaft gefolgt und deren Errungenschaften sich angeeignet, so dürfte es zweckmässiger erscheinen, sie in den vorliegenden Untersuchungen zuletzt aufzuführen.

Wie von den Gothen, so wird auch von den Longobarden der skandinavische Ursprung behauptet. Später an der Elbe, zuletzt (in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts) in Pannonien, standen sie, wie beinahe alle wandernden Völker, nur noch als Heer da. Ihr König Alboin hatte dem byzantinischen Feldherrn Narses, als er das ostgothische Reich vernichtete, eine Schaar Longobarden in Sold gegeben. Beim Tode des Narses, der nach fünfzehnjähriger Verwaltung Italiens starb, vielleicht von diesem in seinem Unmuth über erlittenen Undank gegen die oströmischen Kaiser herbeigerufen, trat Alboin mit seinem ganzen Volk, dem sich noch bedeutende scythische und germanische Schaaren, unter letztern 20,000 Sachsen mit Weib und Kind, beigesellt, seinen Zug zur Eroberung Italiens an (1. April 568).

Hier war, nach dem Ausgange der gothischen Herrschaft, die Verwaltung, wo es sich immerhin thun liess, nach byzantinischen Grundsätzen wieder hergestellt worden. Der Senat war in der letzten gothischen Zeit vernichtet worden, aber an die Spitze der städtischen Verwaltung waren wieder die Decurionen, nunmehr unter dem Namen der Consuln getreten; ihr Collegium wurde das „Consulare“ der Stadt genannt, und ihre Würde wieder erblich, wie in der frühern Zeit; so finden wir sie in Rom und Ravenna; auch die Verhältnisse des Grundeigenthumes, die „Possessores“ und die „Coloni“ finden wir wieder, sowie in den Städten die

Corporationen, aber diese nicht mehr nur auf die Gewerkschaften und Zünfte beschränkt, sondern unter dem Namen der „Scholae“ auf die ganze Einwohnerschaft nach ihrer geschäftlichen Thätigkeit oder nach ihrer Heimath ausgedehnt und militärisch organisirt. Die Städte mit den zugehörigen Territorien standen jede, auch in administrativer Beziehung, unter ihrem besonderen „Dux“, und alle zusammen unter dem Oberbefehlshaber Narses. Die Civil- und die Militär-Gewalt blieb nur insoferne getrennt, dass die Einwohner nicht unmittelbar unter die Militärgerichte gestellt waren.

So sehen wir denn das Land in den letzten Momenten seines staatlichen Bestehens, in seine Faktoren, d. h. in einzelne Städte mit ihren zugehörigen Territorien zerlegt, ohne Heer, selbst ohne ein Soldheer, nicht einmal durch eine Land-, sondern durch zersplitterte und sesshafte Stadt-Milizen vertheidigt. Die militärischen Formen hatte man zwar festgehalten, oder vielmehr ausgedehnt, aber die Formen reichen nicht hin wenn der gesammte Stoff kriegsuntüchtig geworden. Hiezu kamen noch verheerende Seuchen welche im Jahr 565 namentlich Venetien und Ligurien entvölkerten, und in ganz Italien die Hungersnoth im Gefolge hatten.¹

Nicht nur die Städte Italiens, sondern auch kleinere, aber taktisch wichtige Plätze, waren früher von den Römern, in den folgenden Zeiten von den Ostgothen und von Narses befestigt worden; in diese Städte und Burgen flüchtete die von Alboin bedrohte Bevölkerung. Der ganze Krieg war nur eine Reihe von Angriffen auf jene befestigten Plätze, welche denn auch nach längerer oder kürzerer Vertheidigung, nebst dem von ihnen abhängigen Gebiete, den Longobarden anheimfielen. Drei Jahre lang widerstand Pavia, jener grosse, den westlichen und den nordwestlichen Alpenpässen gegenüberliegende Centralplatz. Die Küstenstrecken mit ihren Städten wurden vorerst nicht erobert, Rom nicht ernstlich und nachhaltig angegriffen. Nachdem sie aber später auch die meisten Küstenstädte durch Vertrag gewonnen, dehnten die Longobarden ihre Herrschaft über den bei weitem grössten Theil Italiens aus. Nur allein das Exarchat Ravenna, die Ducate Rom und Neapel, sowie die Spitze Calabriens und die Inseln blieben den oströmischen Kaisern. Mit diesen in ständigem, mit den Franken in zeitweisem Kriege, mit den Päpsten, deren politische Macht sich damals durch Gregor den Grossen erst recht zu entwickeln begann, öfters im Kampfe, oft auch in innerem Bürgerkriege, bestand das von Alboin begründete Reich zwei volle Jahrhunderte, bis es den vom Papste zur Hülfe herbei-

¹ Non erat tunc virtus Romanis, ut resistere possent; quia et pestilentia, quae sub Narsete facta est, plurimos in Venetiis et Liguria extinxerat et post annum, quem diximus fuisse ubertatis, fames nimia ingruens universam Italiam devastabat. Paul Warnefrid. de gestis Longobardorum. Lib. II, Cap. 26.

gerufenen Franken unter Carl dem Grossen erlag (i. J. 774) und zwei Jahre später fränkische Verfassung erhielt.

Die Longobarden sind das einzige germanische Volk das unmittelbar von den Römern und in deren Heimath, Angesichts der zahlreichsten und herrlichsten Denkmäler, die Ueberreste jener antiken Cultur empfing und verarbeitete, welche die Ostgothen vor ihnen nicht angenommen und die übrigen germanischen Völker der Westgothen, Burgunder und Franken nur aus der zweiten Hand, von den Provinzialen in Gallien und Spanien erhalten hatten.

An die Stelle der römischen Duces in den Städten und ihren Bezirken traten die longobardischen Herzoge, und zwar die mächtigsten an der nördlichen und der südlichen Spitze des Landes, in Friaul und in Benevent. Der ganze erbliche Stand der Possessoren, oder mit andern Worten der Decurionen, wurde grundsätzlich nach und nach ausgerottet oder verjagt; an ihre Stelle traten freie longobardische Eigenthümer, die römischen Colonen blieben u. z. in ihrem bisherigen Verhältniss, das übrigens durch die Aufhebung der Kopfsteuer und der Gebundenheit an die Scholle erleichtert wurde; römischen Slaven wurden nunmehr auch die longobardischen Leibeigenen beigesellt; die gewerblichen Zünfte der römischen Städtebevölkerung aber beibehalten, einer Abgabe an den König oder Herzog unterworfen und unter longobardische Beamten — Gastalde — gestellt. Die Abtheilung in Zünfte und die daran sich knüpfende Marktpolizei mögen die einzigen Institute aus römischer Zeit sein, die sich auch unter den Longobarden erhielten.¹ Römer wurden nicht in das Heer aufgenommen. Der katholische Klerus, anfänglich von den theils arianischen theils heidnischen Longobarden verfolgt, musste, wie es scheint, seine Besitzungen mit dem arianischen theilen, wir wissen nur, dass bis in den Anfang des VII. Jahrhunderts (wo durch die bayerische Theodolinde und Papst Gregor den Grossen die Bekehrung der Longobarden begann) beinahe in jeder longobardischen Stadt ein katholischer und ein arianischer Bischof waren. Im Jahr 664 wurde Herzog Grimoald von Benevent, ein Katholik, König der Longobarden, und von seiner Zeit an flossen dann arianische und katholische Bischofssprengel zusammen; die arianischen Bischöfe verloren sich allmählig, der arianische Glaube verschwand dann bald ganz.² Die Bekehrung der Longobarden machte immer raschere Fortschritte, je mehr sich das Volk an römische Sprache und Genüsse gewöhnte. Diese Fortschritte mussten hier, bei der anfänglichen Vernichtung alles römischen öffentlichen Lebens, später beginnen und in anderer Weise geschehen, als bei den Westgothen und den Burgundern in

¹ Dr. H. Leo; Geschichte der Italienischen Staaten. I, p. 85.

² Dr. H. Leo, I, c. p. 155.

in Spanien und Gallien, wo ganze Klassen römischer Unterthanen in Reichthum und Ehren blieben und dazu dienten, die Einwanderer schnell in der neuen Wohnung heimisch zu machen, so dass dort beide Elemente des „romanischen“ Lebens, das Römische und das Germanische, sich inniger, gleichmässiger durchdrangen und bald so ineinander wuchsen, dass sie ein „drittes“ ganz verschiedenes bildeten. Bei den Longobarden gieng die Bildung von unten aus, indem die, wohl nur ihrer Abgaben halber, beibehaltenen gewerblichen Zünfte der Städtebewohner den ganz rohen Einwanderer zuvörderst die Bequemlichkeiten und Genüsse kennen lehrten, welche das Handwerk und die Kunst zu gewähren vermag. Die höhere Einwirkung des Klerus begann erst mit dem VII. Jahrhundert.

Dass insbesondere die Technik der römischen Baukunst unmittelbar auf die Longobarden übergegangen und sich bei ihnen erhalten, hat Cordero, einer der gründlichsten italienischen Forscher, aus den Denkmälern und Aufzeichnungen bewiesen.¹ Er zeigt zuvörderst, dass von einem eigenthümlichen Baustyle der Longobarden, den sie entweder gleich Anfangs mitgebracht, oder in Gemässheit heimathlicher Erinnerungen später entwickelt hätten, bei diesem wandernden Volke durchaus nicht die Rede sein kann;² dass auch byzantinische Einflüsse, wegen ihrer ununterbrochenen Kriege mit den byzantinischen Kaisern, nicht stattgefunden, dass sie in ihren kirchlichen Bauwerken der alten Basilikenform, d. h. den spätrömischen Vorbildern folgten und auch ihre Technik von jener nicht wohl zu unterscheiden ist;³ dass sie ihre Sculpturen, Säulenschäfte, Capitäle u. s. w. ebenfalls aus antiken Gebäuden genommen, dass sie alle diese Sculpturen in Ermangelung antiker, nur sehr roh, in Umrissen oder flachem Relief anzufertigen vermochten, und dass endlich diese kirchlichen Gebäude, durch Festigkeit ausgezeichnet, grossartig und schmucklos, wegen jener Verwendung antiker und daher verschiedenartiger Säulen die grösste Verwirrung in den alten Ord-

¹ Dell Italiana Architettura durante la dominazione Longobarda. Raggiornamento del Caval. G. Cordero, dei conti di S. Quintino, conservatore del Reale museo in Torino. Commentarii del Atheneo di Brescia per l'anno academico XXVIII. Brescia; Nicolo Bettoni 1829. Diese Abhandlung erschien auch in einem besondern Abdruck als selbständige Schrift.

² „Inutile per cio doveva essere per tal'gente la scienza del ben fabbricare, la quale, figlia dell'opulenza e della pace, non avrebbe trovato che la coltivasse fra le pastorale capanne ed i militari attendamenti“ (pag. 188), und weiter unten, pag. 220: „Edificazione dei Longobardi senza mescolanza alcuna di straniere novita.“

³ „Così adoperarono pure talvolta gli antichi Romani nei migliori tempi della loro architettura“ (pag. 297). So sagt er denn auch ferner von den Longobarden: „la pratica però ed il magistero del costruire i muri con solidità, di commettere insieme esattamente i diversi materiali e quello di prepararli, si conservarono tutta via in tanta eccellenza che in vano fore si tenderebbe di far meglio anchè à di nostri“ (pg. 313).

nungen der Säulen, Gesimse und Gliederungen zeigen. Uebrigens berichten die Geschichtschreiber, dass die longobardischen Könige mehrere Palläste und viele Kirchen, darunter einige prachtvolle, mit Gold, Mosaik und Wandmalereien geschmückte, erbaut. So erbaute Theodolinde einen Pallast und eine Basilika in Monza, König Aripert die Basilika S. Salvatore, und seine Gemahlin Gundeberte die Basilika S. Johannes in Pavia, König Bertarid und die Königin Rodolinde das Kloster St. Agatha, die Basilika der Mutter Gottes und einen Pallast ebendasselbst, König Luitprand die Basiliken S. Pietro bei Modena und S. Anastasio in Olona, Herzog Aegisius II. Palläste in Salerno und Benevent, ebendasselbst extra muros, die Bas. St. Sophia. Vielleicht ist auch das achteckigte Baptisterium zu Florenz longobardischen Ursprunges. Als longobardische Gebäude werden ferner bezeichnet die Basilika St. Giulia in Brescia vom König Desiderius und seiner Gemahlin Ansa erbaut, sowie die Basiliken S. Frediano und S. Michele in Lucca und S. Salvator in Brescia. Bei Weitem die meisten dieser Bauwerke sind entweder verschwunden oder sie wurden durch spätere Umbauten gänzlich verändert. Cordero vermag nur die drei zuletzt genannten mit Bestimmtheit als longobardische anzuerkennen; zu diesen dürfte, nach ihm, vielleicht noch der Palazzo delle Torre in Turin zu zählen sein, auf den wir weiter unten zurückkommen.¹

Einen urkundlichen Beweis von der Anerkennung und dem Schutze den die Longobarden, schon in der ältesten Zeit, einer der wichtigsten handwerklichen Genossenschaften, jener der Maurer, zugewendet, finden wir in den Titeln CXLIV und CXLV des von König Rothar i. J. 644 schriftlich niedergelegten, früher nur mündlich überlieferten, alten longobardischen Rechtes. Indem wir den nicht wohl übersetzbaren Urtext in die Note verweisen,² leiten wir daraus folgende Thatsachen ab.

Die Aufzeichnung und königliche Sanctionirung dieser alten Gebräuche und Rechte geschah 76 Jahre nach der longobardischen Einwanderung, sie reichen wohl bedeutend über das Jahr 644 hinauf,

¹ Che deve probabilmente appartenire al medesimo età. pag. 295.

² Rotharis leges. Muratori T. I, P. II CXLIV. Si Magister Comacinus cum collegis suis domum ad restaurandum vel fabricandum super se placito finito de mercede suscepit, et contingeret aliquem per ipsam domum aut materiam, aut lapide lapso mori, aut quodlibet damnum fieri, non requiratur domino, cujus domus fuerit, nisi Magister Comacinus cum consortibus suis ipsum homicidium aut damnum componat, qui postquam tabulam firmatam de mercede pro suo lucro suscepit, non imerito sustinet damnum.

CXLV. Si quis Magistrum Comacinum unum aut plures rogaverit aut conduxerit ad operam dictandam aut solatium diurnum praestandum inter suos servos ad domum aut casam faciendam, et contigerit per ipsam casam aliquem ex ipsis Comacinis mori, non requiratur ab ipso cujus casa est. Nam si cadens arbor aut lapis ex ipsa fabrica et occideret aliquem extraneum aut quodlibet damnum fecerit, non reputetur culpa magistro, sed ille qui conduxit ipsum damnum sustineat.

da sie erst in jenem Jahre gesammelt wurden und für ihre allmähliche Ausbildung Zeit gebraucht hatten. Die Maurer aus der Umgebung von Como erscheinen hier als eine bereits bestehende, nach der Einwanderung anerkannte und gesetzlich geschirmte handwerkliche Corporation, welche die technischen Traditionen und Uebungen aus der letzten römischen Zeit zu den nunmehr sesshaften Longobarden hinübertrug.

Der Werkmeister mit seinen Gesellen (Magister Comacinus cum collegis suis, weiter unten heisst es: „cum consortibus suis“) übernahm den Neubau eines Hauses durch einen festen Vertrag (placito finito de mercede), dessen rechtskräftige Ausfertigung (tabula firmata de mercede) ihm den Lohn sicherte, wobei er denn bei Unglücksfällen das Wehrgeld oder die Entschädigung zu geben hatte. Seine Leistungen bezogen sich entweder nur auf den Entwurf und die Anordnung des Werkes (ad operam dictandam), oder auf die täglichen Anweisungen und Hülfen bei Leitung der Ausführung (Solatium diurnum praestandum), die er den Leibeigenen des Bauherrn (inter suos servos) ertheilte. Bis weit ins XI. Jahrhundert hinein war es im ganzen Abendlande gebräuchlich, die Bauten der Klöster und Burgen grösstentheils durch Leibeigene oder Hörige ausführen zu lassen, wie seines Orts gezeigt werden soll. Muratori scheint das Wort „suos“ (in Titel CXLV) auf den Magister Comacinus zu beziehen, als wäre hier von dessen Leibeigenen die Rede, während er nach dem Wortlaute der Urkunde „Gesellen“ hatte. Oft vereinigten sich mehrere Werkmeister zu einem gemeinsamen Bau (Siquis Magistrum Comacinum unum aut plures rogaverit aut conduxerit), der nicht immer in ihrem Wohnorte, sondern auch auswärts aufgeführt wurde, wie aus dem Worte „conduxerit“, im Gegensatze zu „rogaverit“, hervorgehen dürfte. Ereignete sich ein Unglück, was bei ungeübten Leibeigenen sehr oft der Fall sein mochte (und wovon die Aufzeichnungen aus dem X. bis ins XI. Jahrhundert, wie wir sehen werden, öfters berichten), so setzt der Titel CXLV der Rotharischen Gesetze ausdrücklich fest, dass wenn einer der Comacinen verunglücke, an den Bauherrn kein Anspruch zu erheben sei, wenn aber ein Fremder durch einen unglücklichen Zufall (cadens arbor aut lapis ex ipsa fabrica) getödtet, oder irgend ein anderes Unheil angerichtet werde, keineswegs dem Werkmeister die Schuld beizumessen, sondern der Schaden vom Bauherrn zu tragen sei.

Diese beiden Titel des longobardischen Rechts mögen wohl die ältesten Urkunden über gewerbliche Gesetzgebung sein. Wenn man erwägt, dass diese sorgfältige und gerechte Wahrung der beiderseitigen Interessen (des Werkmeisters sowie des Bauherrn) als längst schon bestehend, in einer Zeit aufgezeichnet wurde, wo in den öffentlichen Verhältnissen thatsächlich noch die grösste Rohheit gewaltet, wo in den 70 Jahren vor der Thronbesteigung

Rothars 10 Jahre lang gar kein König, und in den übrigen 60 Jahren sechs Könige geherrscht, von welchen nur einer eines natürlichen Todes gestorben, alle andern durch Mord umgekommen, so mag wohl die oben (pag. 157) aufgestellte Behauptung, dass bei den Longobarden die erste Bildung von den untern Schichten der Gewerbe und Handwerke ausgegangen, gerechtfertigt erscheinen; doch kehren wir zu den Comacinischen Maurern zurück.

Den Namen der Comacinischen leitet Muratori mit Recht von der Stadt Como und ihrer Umgebung ab.¹ Wir finden viele Beispiele in der Geschichte dass sich die Einwohner einzelner Landstriche besonderer technischer Fertigkeiten, oder der ausgezeichneten Bereitung einfacher Produkte erfreuten, die man alsdann nach jenen Landstrichen nannte, was auch noch in unsern Tagen geschieht. Dass die Magistri Comacini des Königs Rothar meistens, namentlich die Privatwohnungen in Bruchsteinen erbaut und sich hiebei in der Weise der spätrömischen Zeit des ährenförmigen Steinverbandes bedient, ist wohl anzunehmen,² dass sie aber wegen der Trefflichkeit ihrer Arbeit auch ausserhalb ihrer Heimath und nach dem Untergange des longobardischen Reiches gebraucht wurden, erhellt aus den Aufzeichnungen des Klosters Monte Casino, wo man im J. 1066, für den Neubau der dortigen Kirche, die erfahrensten amalfitanischen und longobardischen Werkmeister herbeiholte.³ Ihre frühen Wanderungen beschränkten sich indess nicht auf Italien, wir werden ihnen und ihrem Einflusse auf die früh-mittelalterliche Technik in Deutschland und Frankreich noch später begegnen.

Dass die Longobarden, obgleich viele von ihnen unter Narses die römische Kriegführung kennen gelernt, zur Zeit ihrer Einwanderung im Belagerungskriege ziemlich unerfahren gewesen, mag aus der langen Dauer der Belagerung festerer Plätze, wie z. B. Pavia, Monselice u. s. w., sowie aus dem gänzlichen Schweigen gleichzeitiger Geschichtschreiber über ihre Belagerungsarbeiten vermuthet werden. Später halfen ihnen allerdings die römischen Handwerker beim Bau der Maschinen, da, wie wir weiter unten sehen werden, die Bücher des Vegetius niemals verloren und den Franken schon im VII. Jahrhundert bekannt wa-

¹ Muratori de Antiq. Ital. diss. XXIV. de artibus Italicorum post inclinationem Romani imperii.

² Seroux d'Agincourt. Monuments d'Architect. T. 71, Fig. 18. Er bezeichnet diese ährenförmige Construction zwischen horizontalen Bändern winkelmäßig behauener und wohl zusammengefügtter Steine, die sich an den Ruinen einer Kirche zu Bergamo findet, als eine longobardische.

³ Conductis protinus peritissimis artificibus, tam Amalfitanis quam et Lombardis, et jactis in Christi nomine fundamentis, coepit (Desiderius Abbas Casinensis) ejusdem Basilicae fabricam. Leo Marsicanus, Chronicon Cassin. Lib. III, Cap. 28.

ren. In ihre spätere Zeit fällt die zweimalige Eroberung Ravennas, das sie übrigens niemals lange behaupteten, sowie jene der früher von ihnen nicht zu bewältigenden italienischen Küstenstädte; die ganze Kriegführung des VII. und VIII. Jahrhunderts dreht sich hauptsächlich um solche grössere oder kleinere befestigten Anlagen. Dass aber die Longobarden für den Bau dieser letztern eigenthümliche Grundsätze mitgebracht oder später entwickelt, wird in Gemässheit der bisherigen Nachweisungen wohl Niemand vermuthen; die spärlichen Aufzeichnungen aus jener Zeit sagen deutlich, dass sie auch hierin römischen Vorbildern und Grundsätzen folgten. So erzählt Paul Warnefrid, dass König Bertarid in Pavia, nahe am Pallast, ein Thor erbaut habe, das einen schirmenden Vorhof (*Propugnaculum*) hatte,¹ und das *Chronicon Novalicense* berichtet, dass die longobardischen Grossen dem König Desiderius zur Vertheidigung der Strasse über den Montcenis die Thalspernung durch eine steinerne, mit Thürmen versehene, von einem Berg zum andern reichende Mauer empfahlen,² wie wir solches schon bei den Römern gesehen. Wenn nun von den mit Mosaik, edeln Metallen und mit Wandgemälden geschmückten, zahlreichen kirchlichen und Pallastbauten der Longobarden sich nur jene drei obenerwähnten einfachen Kirchen einigermaßen erhalten haben, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir von ihren Kriegsbauten zur Zeit noch keine Denkmale fanden; wohl möglich, dass bei ernstlichen Untersuchungen, trotz der allmählichen Aenderung des Bodens (namentlich bei Ravenna) und der auf einander folgenden Neubauten, dennoch ein und das andere hiehergehörige später entdeckt wird. Einstweilen betrachten wir das einzige, bis jetzt unter diese Kategorie gerechnete Bauwerk, den Palazzo delle Torri in Turin, von welchem nur eine, auf eine antike Mauer gesetzte, und von zwei 16eckigten Thürmen flankirte Façade noch aufrecht steht. Cordero und Fr. Osten (in seinen Denkmälern der Lombardei,³ geben davon eine Zeichnung, auch ohne Grundriss gibt sie von dem noch aufrecht stehenden Theile des Baues ein deutliches Bild.

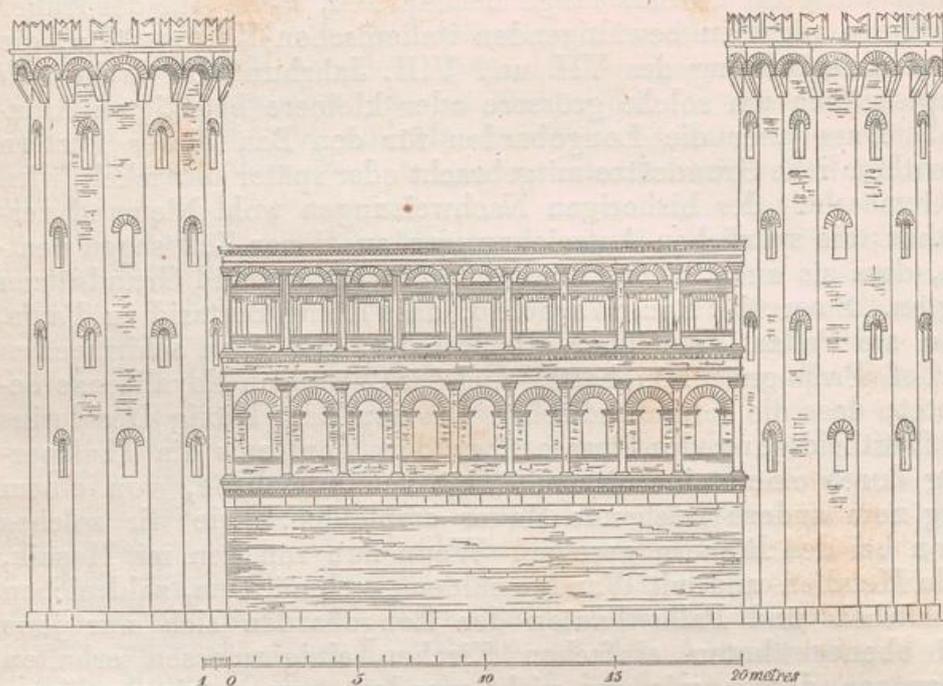
Die Façade ist 20 Met. lang und mit der antiken Mauer, auf welcher sie ruht, 15,3 Met. hoch. Die 16eckigten Thürme an ihren beiden Enden haben einen äussern Durchmesser von 7,5 Met. und eine Höhe von 23,2 Met. vom Boden bis zur Schartenbank

¹ Rex Bertaridis in Civitate Ticinensi portam contiguam (*contigua è sotto posta* übersetzt Cordero. pag. 290) palatii, quae et palatinensis dicitur, opere mirifico construxit. Paulus Diac. Lib. V, C. 36.

² Magnates regni, Desiderio regi Lomb. respondententes dixerunt: „Jube omnes valles muro et calce de monte ad montem claudere, et sic propugnaculis et turribus aditum ipsum prohibere“, qui ita fecit . . . de monte Porcariano usque ad vicum Cabrium, wo Desiderius einen Pallast hatte. *Chronicon Novalic.* Lib. III, c. 9.

³ Die Bauwerke in der Lombardei vom VII. bis XVI. Jahrhundert gezeichnet und durch historischen Text erläutert von Friedrich Osten. Taf. I.

Fig. 76.



Façade des Palazzo delle Torri in Turin.

ihrer (neuern) Krönung. In der Anordnung ihrer Stockwerke, sowie in ihrer Ornamentirung unterscheidet sich die Façade von den beiden Thürmen bedeutend, so dass beide keineswegs als die Theile einer und der nämlichen Anlage sich darstellen. Die Façade erhebt sich in zwei Stockwerken über das durch die antike Mauer gebildete Erdgeschoss, das nebst den beiden Thürmen auf einem gemeinsamen, wohl später erst angeklebten, etwa 2' hohen und $\frac{1}{2}'$ vortretenden Sockel ruht. Die beiden Stockwerke sind durch horizontal durchlaufende Gesimse geschieden. Unmittelbar unter dem, das $5\frac{1}{2}$ Met. hohe Erdgeschoss vom ersten Stockwerke scheidenden, zieht sich ein etwa $\frac{3}{4}'$ breites, wie der Sockel aus viereckigten Platten gebildetes und über die äussere Mauerflucht etwa 2'' vortretendes Band, in der Art eines Frieses hin. Das Erdgeschoss hat weder Fenster noch Schlitze. Nach der Zeichnung Cordero's hatte es ein im Halbkreise überwölbtes, 3,1 Met. breites und unter dem Schlussstein 4,3 Met. hohes Thor; auf der Zeichnung Osten's ist dieses weggelassen. Das sehr wenig ausgeladene Gesimse zwischen dem Erdgeschosse und dem ersten 5 Met. hohen Stockwerke besteht aus einer Reihe kleiner Consolen, darüber eine Platte und zwei über dieselbe hervortretende dünnere Plättchen, deren oberstes bis an die Basen der darauf gestellten Halbpfeiler abgeschrägt ist. Zehn solcher Halbpfeiler bilden mit dem von ihnen getragenen Gesimse zwischen dem er-

sten und dem zweiten Stockwerke die Umrahmung von neun 0,9 Met. breiten und 2 Met. hohen, im Halbkreise überdeckten Fenstern, die auf einer durchlaufenden Fensterbank aufstehen. Das Gesimse zwischen dem ersten und zweiten 4,4 Met. hohen Stockwerk wird von einem breiten, seiner Länge nach durch ein vortretendes und nach unten abgeschrägtes Plättchen in zwei Theile geschiedenen Friese gebildet, darüber eine Reihe Zahnschnitte und über diesen die vortretenden Plättchen, deren oberes, wie bei dem vorhergehenden Gesimse, nach oben zu abgeschrägt ist. Auch hier bilden zehn Halbpfeiler die Umrahmung neun viereckiger, 0,9 Met. breiter und 1,3 Met. hoher Fenster, deren jedes von zwei kleinern Pfeilern, die mit ihm auf der durchlaufenden Fensterbank aufstehen, und einem besondern zwischen den Halbsäulen hinlaufenden Friese noch eine zweite engere Umrahmung erhält. Zwischen diesem letztern und dem grossen, von den Halb-Säulen getragenen Friese erhebt sich ein halbkreisförmiger Bogen über jedem einzelnen Fenster. Das oberste, von den Halbpfeilern getragene Gesimse hat das Profil des zwischen dem ersten und zweiten Stockwerk befindlichen, nur ist es etwas schmaler und seine obere Platte rechteckigt, nicht abgeschrägt. Das oberste Stockwerk stellt sich, in seinem reichern Schmuck, als die eigentliche Belletage des Pallastes dar. Wenn auch nicht in den kleineren Details, aber in der gesammten Anlage und in der harmonischen und wohl motivirten Ornamentirung ist der antike Geist nicht zu verkennen, der ganze Bau, die Gesimse, Säulen und Säulenkapitälé nicht ausgenommen, eine treffliche Ziegelconstruction mit spärlichem Mörtel.

Die beiden 16eckigten Thürme bilden durchaus keinen organischen Theil des Ganzen. Ihre Kanten sind nicht vertikal, sondern neigen sich etwas Weniges nach Innen, ihre bedeutend schmälern und niedrigeren Fenster liegen keineswegs in der Höhe auch nur eines einzigen Stockwerkes der von ihnen flankirten Façade, die Ornamentirung fehlt gänzlich,¹ die vortretende Zinnenkrönung reicht nicht über das XII. Jahrhundert hinauf; nur allein das Material, gut gebrannte Ziegel, haben sie mit der Façade gemein.

Einem an Urkundenkenntniss so reichen Forscher wie Cordero konnte es nicht entgehen, dass die Propugnacula römischer

¹ Das Mittelstück des Palazzo delle Torri zu Turin ist ein schöner Bau mit Halbpfeilern in reinem Gefühl und einfach-feinen jonisirenden Zahngesimsen. Die beiden 16eckigten Thürme aber, welche diese Schauseite einfassen, erscheinen (auch abgesehen von ihren viel spätern Zinnenaufsätzen) ohne Harmonie mit dem Mittelstück. Sie sind durch vier Reihen ganz einfassungsloser Fenster durchbrochen, von denen keines den Fensterreihen des Mittelbaues sich anschliesst. Hierin behält die sonst nahe verwandte Porta nigra zu Trier einen hohen Vorzug, indem bei ihr die flankirenden Thürme durch gleiche Halbsäulen-Verzierung und den Fortlauf der Fensterreihen mit in die grossartige Anlage hineingezogen sind. (Gottfried Kinkel im Kunstblatt 1847. Nr. 20.)

Städteumfassungen im frühern Mittelalter häufig als burgliche Sitze gebraucht wurden, und dass noch im XI. Jahrhundert die Grafen von Turin daselbst, und zwar über dem gegen Susa gerichteten Thore eine derartige Burg hatten.¹ Es lag nahe, in dem bedeutendsten unter den alten Bauwerken Turins, dessen noch übrige, von zwei Thürmen flankirte Façade auf der alten Ringmauer ruht, einen solchen wehrhaften Bau zu vermuthen. Vergleichen wir nunmehr die Grundsätze, welchen die Römer bei der Anlage ihrer wehrhaften Vorhöfe folgten, mit dem in Rede stehenden Bau.

Das römische Propugnaculum war ein vor einem Stadtthor gelegener, auf allen seinen Seiten von Defensivgebäuden (Galerien und Thürmen) umschlossener und, in sturmfreier Höhe, von deren Fenstern und Scharten aus vertheidigter Hof, dessen nach Aussen gerichtete, von zwei oder drei gekuppelten Thoröffnungen durchbrochene Seite, zwischen zwei mehr oder weniger vortretenden Thürmen, in ihrer Länge der Breite jener Thoröffnungen entsprach.

Die Façade unseres Palazzo ruht nach dem Zeugnisse Cordero's² auf einem Stücke (residuo) der antiken Ringmauern Turins; sie muss daher, wenn sie zu einem Propugnaculum gehört hat, entweder dessen vordere äussere, gegen den Feind zu gerichtete, oder dessen innere Seite gebildet haben, in welchem letztern Falle das ganze Propugnaculum hinter der Ringmauer einwärts gegen die Stadt zu gerückt war, eine Anordnung, die ihren Zweck oft sehr gut erfüllen mochte, und auch bisweilen gefunden wird (pag. 28). Betrachten wir unsere Façade genauer, so zeigen uns die an den beiden Ecken hervortretenden Gesimsprofile, sowie die gänzlich fehlenden Spuren eines Anschlusses vorwärtiger defensiver Seitengebäude, dass eine solche Hineinrückung des Vorhofes hier nicht stattgefunden haben kann, dass unsere Façade somit die vordere Seite desselben gebildet haben muss, wenn hier jemals ein solcher bestanden. Das Erste, wonach wir nun forschen, sind die zum Behufe der Ausfälle breiten, gekuppelten, und zur Verhinderung jedes unmittelbaren, im Momente des Aufmarsches doppelt gefährlichen Flankenangriffes, beinahe bis an die vortretenden Thürme reichenden Thoröffnungen. Cordero bringt in seiner Zeichnung ein

¹ Actum in civitate Taurini intus Castro qui est desuper porta Secusina posito (Terraneo Adelaide illustrata. Vol. II, cap. 17, fac. 197).

² Sussiste poi tuttora in Turino un nobile avanzo di uno di quegli edifizii che nei bassi tempi e nei secoli di mezzo usavano talvolta i nostri maggiori di collocare sopra le porte della città accioche facendo quelli ufficio di rocche e di palazzi, provedessero ad un tempo alla difesa delle porte medesime ed alla sicurezza di chi vi aveva sua stanza. S'alza di fatto quell'edifizio sopra un residuo delle antiche mure de Torino, là appunto dove s'apriva altre volte la sua porta settentrionale. Edificate in tal guisa vedonsi anch'oggi alcune delle Porte di Roma, già inalzate ai tempi di Aureliano. Cordero. l. c. p. 287.

4,3 Met. hohes und 3,1 Met. breites Thor, von welchem er übrigens nur sehr unbestimmt sagt, es sei ehemals mit Quadern verkleidet gewesen, vielleicht, dass diese später hinzugekommen, und im Jahr 1620 verschlossen worden. Osten bringt dieses Thor gar nicht und wir folgen dieser spätern, äusserst sorgfältigen Abbildung. Ein solches, keine 14' hohes und keine 10' breites Thor ist für ein römisches, wehrhaftes Stadtthor, durch welches man in doppelten Columnen mit Ross und Wagen schleunigst hervorbrechen konnte, viel zu klein, abgesehen davon dass es nicht einmal den sechsten Theil der Breite der vordern Front des Vorhofes eingenommen hätte. Dass auch niemals ein höheres Thor hier gewesen sein kann, ist aus der geringen Höhe des gesammten Erdgeschosses ersichtlich. An diesem Propugnaculum hätte somit der wichtigste Theil gefehlt, nämlich das gekuppelte, mit Fallgattern versehene Thor auf seiner äussern Front.

Die sturmfreie Höhe einer Mauer beträgt 35', denn bis zu dieser Länge sind noch die Sturmleitern beweglich, für eine grössere Höhe, oder mit andern Worten, bei einer grössern Länge werden sie zu schwer oder zu schwankend. In Aosta wie in Trier beträgt diese Höhe vom Boden bis zur untersten Fensterbank 48' bis 50', hier an unserer Façade kaum 20', somit kann von einer sturmfreien Höhe hier nicht die Rede sein; ohne eine solche aber ist ein römisches Propugnaculum eben so wenig denkbar, als ohne Thor.

Wir könnten auch ohne Grundriss und ohne die innere Ansicht dieser Façadenmauer die Vergleichung mit dem römischen Propugnaculum fortsetzen; die beiden so eben erörterten Punkte genügen indessen, um hinreichend darzuthun, dass bei dieser Façade von keinem römischen Propugnaculum die Rede sein kann. Wenden wir uns nunmehr zu den beiden Thürmen.

Ihr Grundriss ist ein regelmässiges 16Eck von etwa 24' Durchmesser. Dass bei römischen Thürmen die verschiedensten Grundrisse vorkommen, wurde schon früher bemerkt. Auch die sanfte Böschung der äussern Mauerflächen wird hin und wieder bei römischen Thürmen gefunden. Entschieden nicht römisch ist aber die Erweiterung der Schlitze zu schachbrettförmig über einander stehenden Fenstern in den verschiedenen Stockwerken, ferner, beim Propugnaculum die Stellung runder oder regelmässig polygonaler Thürme an die Ecken des Vorhofes, statt sie nach dessen ganzer Breite hin auszudehnen (Fig. 9 und Fig. 20). Die treffliche Ausführung entscheidet hier nicht, da sich in der Lombardei die römische Technik noch lange nach dem Untergange des römischen Reiches erhalten hat; vielleicht auch war noch überdiess antikes Ziegelmaterial zur Zeit ihres Baues in der Nähe vorhanden, da auch die antike Ringmauer aus Ziegeln erbaut war.

Beide Thürme greifen keineswegs in die Façade hinein, sondern sie sind nur mit einer ihrer sechzehn Seitenflächen an die-

selbe gelehnt, wie aus der Zeichnung deutlich hervorgeht. Hieraus entsteht aber der Uebelstand, dass die der anstossenden Seitenfläche zunächst folgenden drei, gegen das Innere gerichteten Seitenflächen und zwar in einer Breite von 10 Fuss die dem Eck der Façade zunächst gelegenen Fenster der den Vorhof abschliessenden Seitenwand hätten zudecken müssen; eine ebenfalls unrömische Anordnung, denn diese verlangt die Stellung der Eckthürme in senkrechter Richtung auf das Eck, oder mit andern Worten senkrecht auf die Linie, welche das Eck in zwei gleiche Theile theilt. Selbst an den rohesten Bauwerken des Mittelalters wurde eine Anordnung, nach welcher der Vertheidigungsthurm an einer Mauer und die Vertheidigungsanstalten dieser Mauer sich wechselseitig theilweise verdecken, noch nicht gefunden. In ganz anderer Weise aber gestaltet sich dieses Verhältniss, wenn wir die Thatsachen in folgender Weise zusammenstellen.

Die Façade des Palazzo delle Torri gehörte keineswegs weder einem römischen, noch einem von den Longobarden dem römischen nachgebildeten Propugnaculum an, sie war somit die auf die ältere Ringmauer gesetzte, d. h. nach Aussen gerichtete Seite eines keineswegs zur Vertheidigung bestimmten Pallastes. Die zwei sechszehneckigten Thürme sind erst in einer spätern Zeit an die Façade angebaut worden, und zwar erst nachdem man die drei übrigen, schon von Cordero vermutheten, nach Innen gerichteten Seiten des Pallastes abgebrochen, und nur die auf der alten Ringmauer ruhende stehen gelassen hatte. So treten denn die beiden sechszehneckigten Thürme, nach Wegräumung der auf seine Façade senkrechten Mauern des Pallastes, über die innere wie über die äussere Fläche der Ringmauer gleichmässig vor; eine Anordnung, die sich bei vielen römischen und nachrömischen Umfassungen findet.

Wenn wir die Aeusserungen Cordero's über die von den Longobarden nicht verstandenen antiken Gesimse und Gliederungen, sowie deren nicht verstandene Anwendung in den wenigen, annoch vorhandenen longobardischen Kirchen, mit dem harmonischen und reinen Gefühle vergleichen, das bei der Anordnung unserer Façade gewaltet hat, so dürfen wir sie wohl mit hoher Wahrscheinlichkeit noch der römischen Zeit zuschreiben,¹ die Thürme aber dem IX. Jahrhundert, da gegen Ende desselben i. J. 891, einer neuen umfassenden Befestigung Turins zum erstenmale gedacht wird.² Diese letztere Annahme wird noch da-

¹ Nella porta Palatina Turinese (so nennt Cordero die in Rede stehende Façade) agni cosa vi è tutto di Stilo romano. Cordero pag. 289.

² „Cum propugnaculis desuper, atque antemuralibus“ (Chron. Noval. bei Muratori Vol. II, p. II, c. 763). Das Wort Propugnaculum wird im Mittelalter für jedes spezielle Vertheidigungswerk gebraucht, in der Verbindung mit dem Wort *desuper*, und im Gegensatze zu *Antemuralia* bezeichnet es einen

durch bestätigt, dass die von der Brusthöhe der untern Fenster in der Façade, so verschiedene Brusthöhe jener Fenster in den beiden Thürmen, darauf hindeutet, dass dieselben nebst noch andern, nach einem gemeinsamen Systeme erbaut wurden, denn für die Herabrückung der Fenster in zwei einzigen Thürmen unter jene der zwischen ihnen gelegenen Façade liegt kein Grund vor.

Wenn wir mit unsern Ansichten einem Manne wie Cordero entgegnetreten, so müssen wir bemerken, dass der berühmte und mit Recht als Autorität geltende Forscher hier keine positive Ansicht, sondern nur „Vermuthungen“ ausgesprochen und diese von seinem Standpunkte aus motivirt hat.¹ Von der Erforschung des Details römischer Kriegsbauten, wozu Engländer und Franzosen den Weg angebahnt (und den das vorliegende Buch fortsetzen soll), war man vor 35 Jahren noch weit entfernt.

Die Zeit der longobardischen Herrschaft ist zugleich auch jene der beginnenden Erhebung Rom's zur christlichen Weltstadt. Die Verlegung des byzantinischen Regierungssitzes von Rom nach dem festern und nähern Ravenna, die Unsicherheit der von den Longobarden stets bedrohten Landschaft, der gänzliche Mangel an Ackerbau und das unregelmässige Eintreffen der Ernten aus Sicilien oder Aegypten, verbunden mit allem Aufhören des Handels und des Verkehrs, sowie endlich die geringe Hülfe von Seiten der entfernten und schwachen byzantinischen Kaiser, hatten Hunger und Seuchen, und mit diesen die stets zunehmende Entvölkerung der Stadt und der römischen Landschaft zur Folge. Die antiken Gebäude und Denkmale waren dem Verderben und Untergang immer mehr preisgegeben, auch die in der Stadt so zahlreichen Bildsäulen wurden umgestürzt und die Palatinische Bibliothek damals verbrannt. Jene Zeit hegte eine Abneigung vor den classischen Studien, weil sie es für unschicklich fand, dass Jupiter und Christus von demselben Munde gepriesen würden. Diese Abneigung war in der gänzlich veränderten Anschauungsweise begründet, die sich nicht nur in jener Gleichgültigkeit gegen antike Kunstwerke, sondern auch im Ideengange und in der Sprache kund zu geben begann.² Gleich Theben, Babylon und

Thurm. Antemurale heisst bis zu den Kreuzzügen jedes vorwärts der Ringmauer gelegene Werk, hier wohl ein „wehrhafter Vorhof.“ Dass solche, bei den frühen Wiederherstellungen der Befestigungswerke italienischer Städte den Römern hie und da nachgeahmt wurden, bezeugt Landulfus Hist. mediol. Lib. II, c. 16. bei Muratori Rer. Ital. Scriptt. Vol. IV. Dort heisst es: *Mediolanum, . . . ab universis imperatoribus exaltatum, . . . palatii supra portas septem, jussis imperialibus, magnifica elevatis, supra cunctas Italiae urbes floruisse u. s. w.* Nach den Kreuzzügen bezeichnet das Wort Antemurale die vorwärts der Hauptumfassung gelegene niedrigere Zwingermauer, wie seines Ortes gezeigt werden soll.

¹ Pag. 158. Note.

² Man vergleiche z. B. die antiken und deshalb in der damaligen Zeit hohl klingenden Phrasen eines Sidonius Apollinaris, oder eines Venantius Fortunatus mit dem kindlich einfachen Legendenstyle Gregors von Tours.

Karthago würde Rom damals von der Erde verschwunden sein, wenn die Stadt nicht von einem Lebensprincip beseelt gewesen wäre, durch welches sie wieder zur Herrschaft gelangte.¹ Sie besass die Gräber der heiligen Apostel Petrus und Paulus; zu ihnen strömten die Pilger aus der ganzen christlichen Welt, und Papst Gregor der Grosse († 604) bereitete damals den Ausbau der Kirche vor, der anderthalbhundert Jahre später, unter den Päpsten Stephan III., Hadrian I. und Leo III. und unter den Frankenkönigen Pipin und Carl dem Grossen, gleichzeitig mit jenem der christlichen abendländischen Monarchie, seine Vollendung erhielt.

In diesem Uebergangszeitraum vom Ende des VI. bis ins VIII. Jahrhundert wurden in Rom nur wenige Kirchen gebaut: S. Lorenzo fuori le mure, mit einem aus Prachtstücken antiker Kunst zusammengefügten Gebälke, S. Agnese fuori le mure, S. Saba, S. Giorgio in Velabro, St. Maria in Cosmedin, S. Giovanni à porta Latinia, sämmtlich von höchst einfacher Beschaffenheit und gesunkener Technik. Die gewerklichen Zünfte bestanden zwar noch unter dem Namen der „Scholae“, aber nicht nur für technische, sondern in jenen unruhigen Zeiten mehr für militärische Zwecke; so finden wir denn noch am Ende des VIII. Jahrhunderts jene Scholen in der Beschreibung eines Einzuges Carl's des Grossen in Rom. Das Mauerwerk der oben erwähnten Kirchen zeigt aber nur noch sehr schwache Spuren der so hochberühmten antiken römischen Technik. Eigentliche Baumeister für den Entwurf und die Leitung eines grossen Baues sind wahrscheinlich schon mit der ostgothischen Herrschaft verschwunden. An ihre Stelle traten die weniger geübten Bischöfe und Aebte. Gregor von Tours spricht, als von einer bekannten Sache, dass jeder Bischof in der Baukunst erfahren sein müsse. Dass dieses auch in Rom, dem frühern Hauptsitze der antiken Baukunst, der Fall war, erhellt aus einem Schreiben des Papstes Hadrian I. an Carl den Grossen.² Der Papst bittet den König der Franken und Longobarden um die Bereithaltung des, für die Wiederherstellung der St. Peterskirche verheissenen, Werkholzes (pro-trabibus). Was aber das Dach oder vielmehr die Decke betreffe (de camarado autem, quod est hypochartosa), so möge er vorher einen Werkmeister (magistrum) senden, der nachsehe, was man an grossen Balken (lignamen) für deren Wiederherstellung in den ursprünglichen Zustand (sicut antiquitus fuit) bedürfe und sich sodann ins Spoletanische begeben, um es sich dort anweisen zu lassen und auf diese Weise der Erzbischof Wolcharius nicht dahin zu gehen brauche, da während des Trocknens des frischgefällten Holzes sonst nichts Anderes zu beginnen wäre.“ Erzbischof Wolcharius erscheint somit hier nicht nur mit der obern Aufsicht, sondern auch mit

¹ Gibbon. C. 45.

² Duchesne, *Historiae Francorum Scriptores* T. 3, pag. 780.

der Leitung und der Ausführung des Baues beauftragt. Am Ende des VIII. Jahrhunderts war Rom nicht mehr die Bauschule für die abendländischen Völker.

Die Franken. — Merowingische Zeit.

Fränkische Söldnerschaaren und Feldherrn in römischem Dienste haben wir, sowie alemannische, schon früher kennen gelernt; da aber diese letztern, die ärgsten Zerstörer alles römischen Wesens, noch vor dem Aufhören der Wanderungen in den Franken aufgiengen, und daher auch keine eigenthümlichen Baudenkmäler hinterliessen, so können sie hier nicht der Gegenstand unserer spezielleren Untersuchungen sein.

Die Hauptmomente der äussern Geschichte der Franken sind folgende:

Im J. 242 erscheinen sie zum erstenmale im Wehrbündnisse der Sicambren, Chamaver, Tubanten, Bructerer, Chattuarier, Ampsivarier, Casuaren, der friesischen Stämme und der westlichen Chatten. Gallien durchplündernde Franken schlägt Aurelian bei Mainz.

Im J. 255—59 werden Franken und Alemannen nach einem abermaligen Einbruch in Gallien von Gallienus geschlagen. Seine Residenz war in Trier.

Fortgesetzte Einbrüche der Franken, die sich nach einer Niederlage oder von Raub gesättigt zurückziehen.

J. 288. Zum erstenmal wird fränkischen Söldnern gallisches Land angewiesen, u. z. bei den Treviren und Nerviern, von Maximian.

356. Die salischen Franken an der Waal überschreiten den Rhein und wenden sich nach Nord-Brabant (Toxandrien in römischem Gebiet).

356—361. Kämpfe Julians gegen die Alemannen und Franken.

364. Grosser Raub- und Verheerungszug der Alemannen nach Gallien.

388. Nach dem Tode Valentinians II. Bündniss des römischen Gegenkaisers Eugenius mit den Alemannen und Franken.

398. Die Alemannen und Franken Bundesgenossen der Römer unter Stilicho.

406. Die Franken kämpfen gegen die den Rhein überschreitenden Vandalen, Alanen, Sueven, Burgunder und Alemannen, anfangs (noch diesseits des Rheins) glücklich, werden aber später zum Rückzuge gedrängt.

407—408. Ueberschwemmung Galliens durch jene, bis der in Britannien zum Kaiser gewählte Constantin das südöstliche Gallien wieder gewinnt.

412. Die Franken erobern Trier und werden zurückgeschlagen.
418. Die Franken erobern zum zweitenmal Trier und zerstören die Stadt.
422. Erste Abfassung der salischen Gesetze.
- 429—432. Clodio befestigt das Frankenreich, jenseits des Rhein,
437. nimmt Cambray, dehnt sein Gebiet bis an die Somme aus.
451. Die Ripuarischen Franken, wahrscheinlich unter ihrem König Merovaeus, auf Seite der Römer in der Schlacht auf den catalaunischen Feldern.
456. Merovaeus stirbt. Ihm folgt Childerich. † 481.
486. Chlodwig, Sohn Childerichs, besiegt den Syagrius (dessen Vater Aegidius, ein römischer Feldherr, sich bereits schon früher, in der Art eines germanischen Heerkönigs, des Landes an der Somme und der Maas bemächtigt und zu Soissons seinen Sitz hatte), erobert Gallien bis an die Loire und gründet dadurch das Reich der Franken.
496. Schlacht bei Zülpich, zwischen den Alemannen und Franken. Chlodwig siegt, unterwirft sich den nördlichen Theil Alemanniens bis an die rauhe Alp (der übrige nördliche und der südliche bleiben vorerst unabhängig). Er wird vom katholischen Bischof zu Rheims, dem heiligen Remigius, getauft. Mit ihm traten seine nächsten Verwandten und viele Franken zur katholischen Kirche über.
- 507—508. Er erobert von den Westgothen die Provinzen Guyenne, Gascogne und Auvergne.
509. Chlodwig, nun auch König der Ripuarischen Franken, ermordet die fränkischen Könige Chararich von Amiens, Ragnachar zu Cambray, und vereinigt ihre Länder mit seinem Reiche.
511. Chlodwig †. Theilung seines Reiches unter seine vier Söhne, Theodorich zu Metz, Chlodemar zu Orleans, Childebert zu Paris und Chlotar zu Soissons.
530. Theodorich und Chlotar erobern und vereinigen den grössten Theil des Gebietes der Thüringer mit ihren Landen.
534. Das burgundische Reich wird von den Söhnen Chlodwigs erobert und getheilt. Das Volk behält sein burgundisches Recht, muss aber den neuen Gebietern Heerfolge leisten.
536. Die Franken erhalten von den Ostgothen die Reste des Alemannengebietes und die Provence.
558. Vereinigung des Reichs unter Chlotar.
561. Chlotar †.
562. Abermalige Theilung in vier Reiche (Burgund-Orleans, Paris, Soissons, Austrasien).
587. Zu Andelot erste Spur eines Erbvertrags zwischen den fränkischen Königen.

590. Der heil. Columban und der heil. Gallus stiften in den Vogesen das Kloster Luxeuil.

604. Erstes Auftreten der Macht der Hausmeyer unter Chlotar II.

605. Der Name Neustrien erscheint zum erstenmal in der Geschichte, zur Bezeichnung für das Land zwischen Loire, Seine, Somme und dem Ozean.

610. Theodebert in Austrasien (Metz) nimmt den aus Burgund vertriebenen heil. Columban auf und unterstützt ihn in Verbreitung des Christenthums.

613. Das ganze Reich unter Chlotar II.

614. Erste Reichsversammlung in Paris, Abschaffung des Edikts Chlotars, das die Macht der Geistlichen und Grossen beschränken wollte.

622. Chlotar theilt das Reich mit seinem Sohne Dagobert I., diesem Austrasien; Pipin von Landen sein Hausmeyer.

628. Chlotar II. †. Dagoberts Bruder Charibert erhält den südlichen Theil Aquitaniens von der Garonne bis an die Pyrenäen.

630. Stiftung des Klosters St. Omer.

631. Alle Frankenreiche unter Dagobert vereinigt.

637. Gründung der Abtei Weissenburg im Elsass.

638. Dagobert †. Chlodwig II. (4 Jahre alt) König. Dagoberts dreijähriger Sohn Sigbert erhält Austrasien, Pipin sein Hausmeyer † 639.

640. Die Heiligen Trutpert und Landolin stiften die Klöster St. Trutpert und Ettenheim-Münster im Breisgau, der heil. Gall †.

643. Siegbert nennt bereits Aachen seinen Hauptpallast.

650. Bildet sich ein Herzogthum Alsatia unter fränkischer Hoheit im transrhenanischen Alemannien (Elsass).

656. Abermalige Vereinigung aller fränkischen Reiche unter Chlodwig II.

662. Attich (Ethicho) Herzog im Elsass.

670. Childerich II. (Sohn Chlodwigs II.) auf dem Thron der vereinigten fränkischen Reiche.

673—688. Kämpfe der Neustrischen und Austrasischen Hausmeyer. Zunehmende Spaltung zwischen der Neustrischen und Austrasischen Bevölkerung.

688. Pipin von Heristal Herzog und Fürst der Franken; von ihm eingesetzt und unter ihm: Norbert, Hausmeyer in Neustrien.

690. Herzog Attich †. Erhebung der Zelle des h. Gallus zu einem Kloster.

712. Bischof Richbot von Mainz umgibt diese Stadt mit Mauern.

714. Pipin †. Plectrudis in Kölle.

718. Carl Martell. Childerich II. Scheinkönig des gesammten fränkischen Reiches.

723. Der h. Bonifacius Bischof in Deutschland.

732. Carl Martell besiegt die Araber bei Poitiers.

734. Friesland unterworfen und christianisirt.

739. Die ganze Provence von Carl (in Verbindung mit den Longobarden) erobert, bis auf die Seeküste; diese noch im Besitz der Araber. Gründung der Bisthümer Salzburg, Freysing, Regensburg; der Klöster Nieder-Altaich und Benedict-Beuern.

741. Walan der erste nachweisliche Bischof von Basel. Burkard und Willibald auf dem Castrum Salz (Salzburg an der fränkischen Saale) zu Bischöfen von Würzburg und Eichstädt vom h. Bonifacius geweiht. Carl Martell †. Seine Söhne Carlmann Austrasien nebst den deutschen Ländern, Pipin Neustrien und Burgund. Noch immer ein merowingischer Scheinkönig Childerich III.

747. Carlmann Priester im Kloster Montecasino.

751. Auf geschehene Anfrage, durch Pipin den Hausmeyer, erklärt Papst Zacharias, dass die Krone jenem gebühre, der wirklich herrsche.

752. Pipin, bei Soissons zum Könige der Franken ausgerufen, auf dem Schilde getragen und vom h. Bonifacius gesalbt. Der erste König von Gottes Gnaden. Childerich III. nebst seinem Sohne (die letzten Merowinger) ins Kloster St. Omer.

754. Papst Stephan III. zu Pipin nach Frankreich; bittet um Hülfe gegen die Longobarden, salbt Pipin zu St. Denis, weiht das Kloster Romainmoutier in Burgund. Pipins Zug mit dem Papst gegen die Longobarden.

756. Pipinische Schenkung an den Papst.

759. Die Araber werden von den Franken aus Narbonne getrieben, vorher schon aus Nîmes, Maguelonne, Bezieres und Ath.

763. Stiftung des Klosters Lorsch.

768. Nach langen Kämpfen gegen Herzog Waifar bleibende Unterwerfung Aquitaniens und Gasconiens.

768. Pipin †. Carl und sein Bruder Carlmann theilen sich in das Reich.

771. Carlmann †.

772. Carl der Grosse Alleinherrscher des Frankenreichs.

Diese Uebersicht ihrer äussern Geschichte zeigt uns die Franken in den dritthalb Jahrhunderten, die der Taufe Chlodwigs und der Gründung seines Reiches vorangiengen, roher als die meisten der damaligen germanischen Völker, die denn doch, — wenn auch nur arianische — Christen, in ihrem Verkehr mit den Römern Manches gelernt hatten. Die Franken besaßen damals, ausser ihren Erfahrungen in Viehzucht und Ackerbau, die nothdürftigste Technik für die Anfertigung des gemeinen Lebensbedarfes, ihrer Waffen und ihres Schmuckes. Den Bau ihrer hölzernen Häuser mögen sie von den Alemannen gelernt haben, bei welchen schon Julian die aus Flechtwerk und Holz errichteten Häuser der römischen Colonen nachgeahmt fand. Während ihrer beinahe ununterbrochenen Wanderungen und Raubzüge,

an welchen, wie bei allen germanischen Völkern, in der Regel die ganze Familie Theil nahm, haben Sitte und Zucht sich bei ihnen eben so wenig zu entwickeln vermocht, als die Künste und namentlich die Baukunst. Die Franken brachten in ihre bleibenden Niederlassungen nichts mit als ihre Rechtsgewohnheiten und ihr Gefolgewesen. Die darauf folgenden drei Jahrhunderte, von der Taufe Chlodwigs bis auf das gewaltige Walten Carls des Grossen, zeigen die äusserst langsamen Fortschritte der Franken in christlicher Gesittung und Bildung, und dass die katholische Kirche keineswegs um Schutz und Hülfe flehend vor den Barbaren erschien, sondern diese vielmehr, wie der Pädagog einen ungezogenen Knaben, ohne Umstände in Schule und Zucht nahm¹ und dafür der katholische Clerus die katholische, gallo-römische Bevölkerung in den Reichen der arianischen Burgunder und Westgothen schon zum Voraus für die Franken gewann; dass nur durch die Kirche die Erweiterung des fränkischen Reiches und die Erweiterung des Bodens für Gesittung und Bildung, identische Begriffe geworden; dass sie zum Behufe dieser Erweiterung stets neue Bisthümer und Klöster gegen das innere Deutschland vorgeschoben, wie früher die Römer ihre Castelle: eine politische Strategie, die Carl der Grosse fortgesetzt hat; dass endlich hauptsächlich die Kirche es war, welche die Herrschaft von den gesunkenen machtlosen Merowingern auf ein neues und kräftiges Königsgeschlecht übertrug. Was die Monarchie der Kirche geleistet, ward ihr durch die Leistungen der Kirche reichlich vergolten. Beide können nicht ohne einander gedacht werden. Ein zweiter Träger der Kultur bei den Franken waren die gallo-römischen Einwohner in den eroberten Provinzen. Von der Verschiedenheit ihrer Bildung im südlichen und im nordöstlichen Gallien war schon früher die Rede. Schon vor den Einwanderungen der Westgothen und der Burgunder war Gallien durch die Alemannen verwüstet worden und die erste Sorge jener, nach ihnen eingewanderten Völker, das Zerstörte wieder herzustellen und römisches Wesen, namentlich in Bezug auf die Kunst und das Handwerk, möglichst sich anzueignen.

Die Art und Weise, wie die Franken von dem zuerst eroberten nordöstlichen Gallien Besitz genommen, wie sie sich dort unter den Trümmern zurechtgesetzt, und zwar nach welchen Grundsätzen sie sich gleich anfangs in den Grundbesitz getheilt, darüber schweigt die Geschichte. Die zahlreichen gallo-römischen Zünfte der baulichen Gewerke waren, sowohl durch die alemannischen Raub- wie durch die fränkischen Eroberungskriege, ganz heruntergekommen, wenn sie sich nicht aufgelöst hatten und die verarmten Männer des Handwerks in ein

¹ Die Anrede des h. Remigius an seinen königlichen Täufling war nicht sehr submiss: „Beuge still deinen Nacken, Sicamber, verehere was du verfolgst, verfolge was du vereherst.“ Gregor von Tours. II, 31.

mehr oder weniger entschiedenes Abhängigkeitsverhältniss von den mächtigern und reichern Einwohnern der Städte gerathen. Die Franken nahmen die Bevölkerung, wie sie sie fanden. Die reichern, durch Bildung und ihre Verwandtschaft mit dem höhern Clerus, Einfluss übenden Städtebewohner und Grundeigenthümer blieben, wenn auch nur im theilweisen Genusse ihres frühern Besitzes, das geringere Volk der Handwerker und der Colonen aber sank, in verschiedenen Graden der Hörigkeit, zu den mitgebrachten Leibeigenen und den einheimischen Slaven herab. Unter solchen Umständen mussten im nordöstlichen Gallien die Traditionen vieler Gewerke, die man für das gemeine und tägliche Leben weniger brauchte, beinahe gänzlich erlöschen. Im südlichen Frankreich hingegen, wo die Herrschaft in viel milderer Weise an die Westgothen und die Burgunder übergegangen, hatten sich die Gewerke mit ihren Traditionen, ja sogar hin und wieder die Consularverfassungen der Städte, viel besser erhalten, und als später die Franken sich auch jener burgundischen und westgothischen Gebiete Galliens bemächtigten, geschah dieses in einer Weise, welche jenen römischen Traditionen und Einrichtungen auch unter fränkischer Herrschaft die Fortdauer rettete. Dass der katholische Clerus bei den damals überall höchst nöthigen kirchlichen Bauten als Baumeister eingetreten, wurde schon mehrfach erwähnt. Unmittelbar vor und selbst noch während des Einbruches der Franken bauten die katholischen Bischöfe des westgothischen Frankreichs ununterbrochen neue und, nach den damaligen Begriffen, prachtvolle Kirchen; so z. B. um das Jahr 460 der Bischof Perpetuus in Tours die Kirche des h. Martinus, 160' lang, 60' breit, 45' hoch, mit 32 Fenstern im Altarraum und 20 Fenstern im Schiff, in welchem letztern 41 Säulen standen. Da die Decke der dort früher gestandenen Kapelle von zierlicher Arbeit war (wahrscheinlich in Holz geschnitzt), schien es dem Bischof unrecht, dass ein solches Kunstwerk untergehen sollte, er brachte sie daher in eine andere Kirche, die er zu Ehren der h. Apostel Petrus und Paulus baute. In derselben Zeit baute der h. Namatius, Bischof zu Clermont, eine Kirche, 150' lang, 60' breit, 50' hoch im Innern, mit halbrunder Apsis und Kreuzarmen. Die Kirche hatte 42 Fenster, 70 Säulen und 8 Thürme. Die Wände am Altarraum waren in Mosaik „künstreich aus vielen Marmorarten zusammengesetzt.“ Die Gemahlin des Bischofs aber baute in der Vorstadt die Kirche des h. Stephanus. „Und da sie diese mit bunten Farben ausmalen lassen wollte, nahm sie selbst ein Buch auf ihren Schoos, las die Geschichten des alten Bundes und gab den Malern an, was sie auf den Wänden darstellen sollten.“ (Gregor von Tours II. 14, 16, 17.) Es ist hier von Säulen, Mosaiken und Gemälden, von der Steinsculptur aber nirgends die Rede. Da der Clerus bei der damaligen, sehr strengen Richtung, der Bildhauerkunst abgeneigt war, war er auch den

antiken Gliederungen des Gebäudes und der Säulen völlig fremd, und jenes Verständniss der antiken Ornamentirung nicht zu erwarten, dessen gänzlichen Mangel bereits schon Cordero bei den longobardischen Bauten hervorhebt. Bei der Centralisirung der Kirche, auch in Bezug auf Formen und Ritus, gab in jener frühen Zeit der Clerus seinen kirchlichen Bauten überall die nämliche Einrichtung, u. z. den grösseren Kirchen die Basilikenform, den Tauf- und den Gruftkirchen aber einen kreisrunden oder vieleckigten Grundriss. Die geistlichen Baumeister standen unter sich im Verkehr, namentlich die Klöster jener Zeit mit dem Hauptkloster des Ordens oder der Provinz und erhielten von ihnen die Direktiven für ihre Bauten. So war das Kloster Bobbio in Oberitalien die Bauschule für jene, die der Regel des heiligen Columban folgten, für die spätern Benedictiner aber das Kloster St. Wandrille bei Rouen, und Montecasino in Italien, wodurch sich denn auch das gleichzeitige Auftreten, nicht nur römischer Anordnungen im Allgemeinen, sondern auch der schon mit Diocletian beginnenden äussern Ornamentirung der Mauerflächen durch schwachvortretende, mittelst des sogenannten Bogenfrieses verbundene Pfeiler (Lisenen) auch auf entlegenen, aller andern Verbindung entbehrenden Punkten des weiten Reiches erklärt.

Wenn wir auf diese Weise schon in der merowingischen Zeit die Anordnung und die äussere Ornamentirung kirchlicher Bauten im Allgemeinen gleich finden, so zeigt sich doch bei den wenigen Denkmälern, die aus jener Zeit auf uns gekommen, und zwar je nach ihrer Lage, ob sie den südlichen oder den nordöstlichen oder gar den deutschen Landen, Franken, Schwaben, Bayern angehören, eine bedeutende Verschiedenheit in der technischen Ausführung, die sich aus den mehr oder weniger ins Volk gedrunghenen Traditionen der alten römischen Technik erklärt. Wir finden in der Provence, der südlichsten und erst spät mit dem fränkischen Reiche vereinigten Provinz, das Baptisterium zu Riez, die alte Kathedrale zu Vaison, das alte Baptisterium an der Kathedrale zu Aix, sowie die Portale an dieser und an der Kathedrale zu Avignon, Denkmäler die sich den italienischen Bauwerken aus der ostgothischen Zeit unmittelbar anschliessen.¹ Weiter im innern Gallien, und zwar um so un-

¹ Auf die Trefflichkeit ihrer Werkmeister, die in ganz Frankreich zu grössern Bauten berufen wurden, thaten sich die Südfranzosen Vieles zu Gute, vielleicht im Wetteifer mit den Italienern, jenen comacinischen Meistern, von welchen wir bereits oben gesprochen (pag. 158), die übrigens erst nach der Vereinigung des Longobardenreichs mit dem fränkischen sich diesseits der Alpen vermuthen lassen, wie weiter unten gezeigt werden soll. „Quod nullus veniens romana gente fabricavit, hoc vir barbarica prole peregit opus“ sagt Venantius Fortunatus in einem seiner Gedichte (C. II, 9). Der h. Perpetuus hat seine obenerwähnte Basilica „artificum nostrorum opere“ bauen und ausschmücken lassen (Greg. v. Tours, Hist. eccl. X, 21. §. 19). Fredegar, ein Schriftsteller des X. Jahrhunderts, sagt von der in Rouen unter Lothar I. ge-

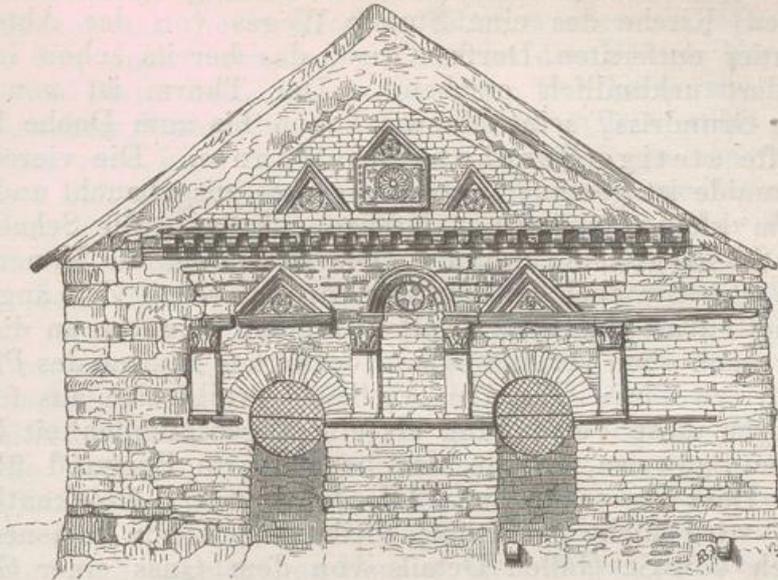
vollkommener, je weiter gegen Norden und Osten, finden wir nebst den Bruchsteinmauern, das mehrfach beschriebene römische Würfelwerk, oft in bunter Zusammensetzung verschiedenfarbiger Steine, oft mit bunten Incrustationen, horizontal durchlaufenden Ziegelbändern, die Ziegel oft in der schrägen Aehrenstellung des *opus spicatum*; wir finden daselbst beinahe gar keinen Quaderbau aus grössern Werkstücken, weil er dort bei den Römern nur selten, meistens nur als Untersatz ihrer spätern Städteumfassungen und Burgen vorkömmt, dafür an den Gewölben sehr oft Ziegelplatten zwischen den Keilsteinen, überall aber den gänzlichen Mangel jeden Verständnisses der antiken Gliederung und Ornamentirung. Weiter gegen die alten germanischen Gränzen hin, nimmt auch die Regelmässigkeit des Grundrisses bedeutend ab, die Bruchsteinmauern werden immer roher, denn die Werkleute waren in der Regel nur leibeigene Bauern. Grosse, rauhegeflächte oder mit Buckeln versehene Werkstücke, die in jenen Gegenden an den römischen Ringmauern und Thürmen so häufig vorkommen, wurden bei der Schwierigkeit ihrer Versetzung gar nicht, oder nur höchst selten verwendet, der Gebrauch gebrannter Steine beinahe gänzlich vergessen.

Bei ihrer schlechten Ausführung und den schon frühe nöthig gewordenen Erweiterungen, sowie bei den verheerenden Zügen der Normannen, Ungarn u. s. w. sind sehr wenige Ueberreste merowingischer Bauwerke im nordöstlichen Frankreich und in Deutschland auf uns gekommen. Aeusserst selten kénnt man die Bauzeit genau, beinahe alle scheinen nur bis zum Schlusse jener Periode hinauf zu reichen. Die bekanntesten sind: die kleine Kirche St. Jean zu Poitiers, wohl dem VI. Jahrhundert angehörig; sie hat im Innern Arkaden die mit spitzen giebelförmigen Oeffnungen abwechseln, beide über Säulen aus ältern Bauwerken; der hier abgebildete Giebel der Kirche zeigt einen bunten Schmuck, in welchem die Formen der Antike aufs willkührlichste durcheinander gewürfelt erscheinen; ¹ die Façade der Kirche von Savennières (Dept. Maine et Loire) mit den obenerwähnten Bändern aus ährenförmig zusammengestellten Ziegeln; die alte Kathedrale Basse-Oeuvre zu Beauvais, aus dem achten Jahrhundert, im Innern mit Arkaden auf viereckigten Pfeilern.

bauten Peterskirche: *quadris lapidibus manu gothica, a primo Lothario olim constructa* (Act. Sanct. V. 24 Aug. p. 818). Ohne Zweifel waren jene Werkleute italienischen Ursprungs oder italienischer Schule und heissen nur Gothen als Angehörige des ehemaligen Westgothischen Reiches. Ihre Bauart, *quadris lapidibus*, war römisch (Schnaase, Geschichte der bildenden Künste III, p. 482). Auch in die benachbarten Länder wurden bisweilen gallische Werkleute geschickt: *Benedictus Gallias petens coementarios, qui lapideam sibi ecclesiam juxta Romanorum morem facerent*. Bedae hist. abb. Wearmouth.

¹ Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. F. Kugler. Dritte Ausgabe. pag. 276. Die Abbildung des Giebels der Kirche St. Jean zu Poitiers ist demselben entnommen.

Fig. 77.



Die Kirche St. Jean zu Poitiers.

die Kirche S. Eusébe zu Gennes bei Saumur; jene zu Vieuxpont (Dept. du Calvados); der alte Dom zu Regensburg, v. J. 740—752, von Kreuzgewölben überdeckt, das Aeussere ist von neuern Gebäuden meist eingeschlossen; das Gewölbe des heiligen Erhardt, † 742, ebendasselbst, jetzt der Keller eines Hauses; die durch sechs Pfeiler in zwei Reihen getragenen Kreuzgewölbe münden an den beiden Langseiten in Tonnengewölbe; die Kapelle zu Altenfurth bei Nürnberg, von unbekannter Erbauungszeit, der Grundriss der Kapelle ist kreisförmig, sowie auch jener der sich daran lehnenen Altarnische, eine wie die andere kuppelförmig überwölbt, die Vorhalle und die ursprünglichen Bedachungen fehlen. Die Fenster, eng und schmal, sich nach Aussen und Innen gleichmässig erweiternd, durchschneiden mit ihren obern Kreisbögen das innere, in Platte, Hohlkehle und Wulst profilirte Gesimse, die äussere Ornamentirung bestand in einem Bögenfries zwischen flach vortretenden Lisenen, die vertieften Felder zwischen denselben wurden, wohl bei einer spätern Wiederherstellung, durch eine Mörtellage bis zu deren Dicke und bis zur Höhe der beginnenden Bögen des Frieses ausgestrichen, wodurch dann die Lisenen verschwanden, und die innerhalb eines jeden jener Bögen liegenden Theile der ursprünglich vertieften Wandfläche als eine Reihe halbrunder Vertiefungen erscheint.¹ Eines der spät-merowingi-

¹ Kallenbach: Atlas zur Geschichte der deutsch-mittelalterlichen Baukunst. München 1847. Taf. III.

schen Zeit angehörigen Glockenthurmes mag hier gedacht werden. Er gehört zur alten (mit ihrem Eingange nach Osten gerichteten) Kirche des eine Stunde Weges von der Abtei Romainmoutier entfernten Dorfes Orny, das bereits schon im VI. Jahrhundert urkundlich erscheint. Der Thurm ist von viereckigem Grundriss, seine Mauern haben bis zum Dache hinauf eine sanfte stetige Böschung nach Innen. Die viereckige Dachpyramide ist gemauert, etwas wenig ausgebaucht und oben mit einem kleinen steinernen Kreuze gekrönt. Die Schalllöcher sind im Stichbogen überwölbt.¹ Die Böschung der Mauern des Thurmes, die wir auch an dem der carolingischen Zeit angehörigen Hauptthurme der Burg Chillon finden, erinnert an die sich ebenfalls nach oben verjüngenden 16eckigten Thürme des Palazzo delle Torri zu Turin (Fig. 76). Vielleicht ergibt sich aus fernern Forschungen diese Verjüngung als eine Eigenthümlichkeit longobardischer Bauweise, die in das benachbarte Burgund übergegangen. Dass es schon im VIII. Jahrhundert Glockenthürme gegeben, wird nicht bestritten; theilt doch schon in jener Zeit der Mönch von St. Gallen Details von dem Guss einer Glocke mit, die eine längere Bekanntschaft mit dieser Technik voraussetzen.

In der merowingischen Zeit, von Chlotar II. i. J. 656 gestiftet, bald darauf, vielleicht schon unter König Pipin, erweitert, und vom Papste Stephan II. auf seiner Reise zu diesem Könige im J. 754 neu eingeweiht, bewahrt die Abtei Romainmoutier (zwischen dem Neuenburger und Genfer See), deren Mönche bis ins X. Jahrhundert der Regel des heil. Columban folgten, noch sehr Vieles von ihrer ursprünglichen Anlage, wesshalb wir denn auch bei ihrer Betrachtung länger verweilen, um von der eigenthümlichen Physiognomie jener frühen Bauten ein deutliches Bild zu erlangen.

Der Grundriss zeigt die alte Basilikenform, ein Mittelschiff mit niedrigern Seitenschiffen. Das schmale, nur wenig vortretende Kreuzschiff, der auf dessen Vierung ruhende dicke und niedrige Glockenthurm, der rechteckige Chor, die in zwei Stockwerke getheilte Vorhalle (Narthex), sowie die noch weiter vorgelegte Eingangshalle und sämtliche Gewölbe sind aus späterer Zeit. Unbestritten merowingisch ist somit nur das Mittelschiff mit seinen zwei Seitenschiffen. Es ist von diesen letztern durch eine auf dicken Säulen ruhende Bogenstellung getrennt. Jedem dieser Bögen gegenüber öffnet sich in der äussern Seitenmauer ein schmales, niedriges, im Halbkreis überwölbttes Fenster, mitten in der Mauerdicke, daher sich gleichmässig nach Innen und nach Aussen erweiternd. Die Säulen stehen in beiden Reihen 11—14 Fuss, nicht gleichmässig, von einander entfernt. Ihre kurzen und

¹ Blavignac l. c. pag. 106. Pl. VIII.

² Blavignac l. c. pag. 77 et seq. Pl. III, IV, XI und XII.

dicken Schäfte bestehen nicht aus grössern Werkstücken oder gar Monolithen, sondern sind aus Bruchsteinen aufgeführt, wie alles Mauerwerk dieser Kirche. Oben werden sie statt des Kapitales von einer vortretenden, mittelst des Mörtels karniessartig profilirten Platte bedeckt, die in einer Hohlkehle sich mit dem cylindrischen Säulenschaft verschneidet. Ohne einen gegliederten Fuss ruht jede dieser Säulen auf einer grossen, mit dem Hammer roh zugerichteten, etwa $1\frac{1}{2}$ ' hohen viereckigten Platte, und zwar in der Art, dass die eine theilweise über den Rand derselben hervortritt, während eine andere mehr in der Mitte steht. Jene Platten sind die einzigen grössern Werkstücke am ganzen merowingischen Bau. Die Höhe der Säulen, Deckplatte und Untersatz mitgerechnet, beträgt 11—12', jene des gemauerten Säulenschaftes aber 9', den dreifachen Durchmesser der Säule. Die ältesten Erweiterungen sind die Erhöhung des Mittelschiffes und die Vorhalle, der Glockenthurm gehört zu den spätern. Ersteres hat oben in seinem innern Raum jenen, auf kleinen Halbsäulen ruhenden, spätrömischen Bogenfries, wo die Halbsäulen, zwischen welchen die hochgelegenen Fenster sich öffnen, ihrer Seits wieder von Consolen getragen werden. Aussen wird der obere Bogenfries des Mittelschiffes durch kleine, je zwei neben einander auf Lisenen gestützte Bögen gebildet. An den äussern Seiten der Seitenschiffe sind die Bögen des Frieses grösser und jeder einzelne ruht auf solchen Lisenen. Auf den beiden äussern Seiten der Vorhalle treten die Lisenen etwas weiter, beinahe pfeilerartig, hervor, und sind in der Höhe des ersten Stockwerkes mit einer aufwärts gerichteten Schmiege und einer horizontalen, etwas vortretenden Platte überdeckt, auf welcher denn, statt der fortgesetzten Lisenen, sich kleine Halbsäulchen als Träger der obern Friesbögen (je 4 oder 5 zwischen zwei Halbsäulen) erheben. Sämmtliche Gesimsstücke, Pilaster oder Säulenkapitälé des ältesten Baues sind ungemein roh, die Gliederungen bestehen aus Platte, Schmiege und Wulst, aber so ausgeführt, dass sich die Profilirung beinahe gar nicht erkennen lässt. Besser ausgeführt und reicher erscheinen sie hin und wieder an den viereckigten Pfeilern der Vorhalle, und die Kapitälé der Halbsäulen des innern Bogenfrieses zeigen die ersten bescheidenen Versuche der Nachahmung antiker Kapitälé, dagegen sind sowohl im Innern der Vorhalle, als auch zu Kapitälén der äussern Halbsäulen, Sculpturen verwendet, die dem ersten Bau angehört hatten. Da die Unterscheidung der merowingischen von der römischen und der spätern romanischen Technik hauptsächlich auf der Arbeit des Meissels beruht, mag die Abbildung einiger dieser Sculpturen hier wohl am Platze sein.

Fig. 78 und 79 Kapitälé zweier Pfeiler im obern Geschosse der Vorhalle. Die regellosen Striche auf Fig. 78 sind ursprünglich und roh eingehauen.

Fig. 78.

Fig. 79.

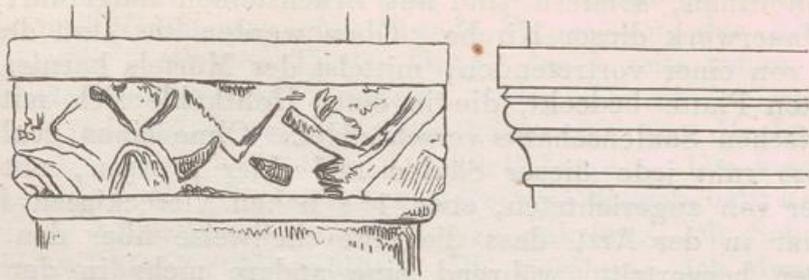


Fig. 80 Kapitäl eines Halbsäulchens unter dem äussern Bogenfriesse der Vorhalle.

Fig. 80.

Fig. 81.

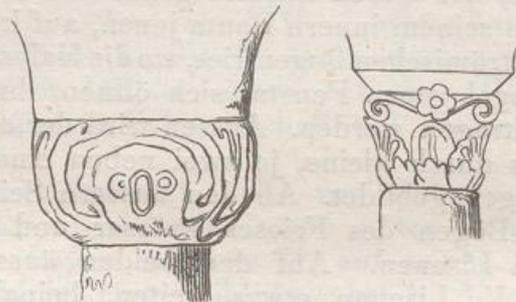


Fig. 81 Kapitäl eines Halbsäulchens unter dem innern Bogenfriesse des Mittelschiffes. Die Figuren 78 und 80 sind wohl dem ältesten Baue, bei Errichtung der Vorhalle, entnommen.

Wenn die Denkmäler der kirchlichen Architektur aus der merowingischen Zeit selten sind, so sind es, noch in viel höherem Grade, die der militärischen, die (entweder nur flüchtig aus Holz und Erde für vorübergehende Zwecke neu errichtet oder als Wiederherstellungen alter römischer Kriegsbauten) in der Folge wieder verschwanden. Zudem schweigt die Geschichte von dem Widerstande, welchen hin und wieder die Römer und die gallorömische Bevölkerung leistete; sie berichtet in dieser Beziehung nur, dass i. J. 396—398 der Kaiser Honorius, nach der alemanischen Verwüstung, den Einwohnern in den Provinzen die Wiederherstellung oder den Neubau der Ringmauern ihres Wohnorts befahl und ihnen gestattete, hiezu das Material von den zerstörten und daher nutzlosen Gebäuden zu nehmen, und nennt gelegentlich eine Anzahl von Städten, die im innern Gallien so wie am Rheine der Verwüstung anheimfielen. Durch Gregor von Tours wissen wir, dass die Franken gleich im Anfange römische Stadtumfassungen und Burgen wiederherstellten und solcher Burgen gelegentlich auch neue errichteten, es waren diess meistens

nur durch eine Umfassung geschirmte kleinere Ortschaften, Flecken, im Sinne der englischen Borough's oder französischen Bourgs. So erbaute Childerich für die öffentlichen Schauspiele in Soissons und in Paris einen Circus, und fand Childebert (um das J. 530), als er sich der Stadt Clermont, bei der falschen Nachricht von dem Tode seines Bruders Theodorich, bemächtigen wollte, das Thor durch das herabgelassene Fallgatter verschlossen, sein Begleiter Arcadius musste es durchhauen.¹ Mit dem Namen der Königin Brunhilde werden Burgen bei Cahors und bei Bourges, sowie ein Thurm zu Etampes bezeichnet. Auch Bischöfe stellten verfallene Befestigungsanlagen wieder her, oder bauten neue; so der heilige Leodegar die alten Ringmauern von Autun, Bischof Riechbat jene von Mainz (i. J. 712), und Bischof Nicetius von Trier (532—568) eine Burg an der Einmündung des Rhoneflüsschens in die Mosel. Jetzt steht dort ein Thurm der spätern Burg Bischofsstein; von dem Baue des Nicetius, den sein Zeitgenosse Venantius Fortunatus besingt, hat sich nichts mehr erhalten.

Hauptsächlich um den Besitz der Burgen und Städte und somit des von ihnen abhängigen Gebietes drehte sich damals in Gallien, wie in Italien, der Krieg zwischen den oft nicht grossen Heeren. Von Gregor genannte, somit in der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts bestehende Burgen sind in der Note zusammengestellt.² Die, sämtlich befestigten, zahlreichen Städte mit ihren Städteburgen (Capitolen) sind nicht dabei.

Dass alle diese grössern und kleinern Plätze nach den überall vorhandenen römischen Vorbildern und den einfachen römischen Grundsätzen wieder hergestellt oder neu erbaut worden, bedarf bei den damaligen Verhältnissen wohl keines besondern Nachweises. Die Vorschriften des Vegetius waren bereits den Bischöfen Gregor von Tours und Venantius Fortunatus zu Poitou bekannt, wie aus einzelnen Stellen des erstern, wo er von Ballisten spricht, und aus dem ebenerwähnten Gedichte des letztern her-

¹ Gregor. Tur. III, 9. Die Stelle Gregors: *incisa Arcadius serra unius portae*, ist sowohl von Caumont (*Cours d'Antiquités monumentales*, V. partie. *Architecture militaire et civile*, pag. 35), als von W. Giesebrecht (*Zehn Bücher fränkischer Geschichte vom Bischof Gregorius von Tours*, I. Bd., pag. 121) nicht genau übersetzt. Ersterer hat: *qui brisa la serrure*, der andere: *Arcadius sprengte den Riegel des einen Thores*. Das Wort *Serra* heisst „Fallgatter“, das Wort *incisa* heisst ein- oder hier durchgeschnitten, was aber bei einem hinter den geschlossenen Thorflügeln befindlichen Riegel unmöglich war.

² Bellinzona. Cabaret. Cabrières. Chinon. Deae. Dijon. Dispargum. Chateaudun. Grès le Chateau. Ivois oder Carignan. Koblenz (*Confluentis castrum*). Lovolautrum (Valoire). Chastel-Marlhac. Meillant. Melun. Neuss. Osser Selle. Tauredunum. Tonnère. Ugernum. Vaivre. Vendôme. Vitry. Hieher gehören denn auch das *Castellum Turegum* (Zürich) und das *Castellum Arbona* (Arbon am Bodensee) um das Jahr 610. (*Vitae S. S. Galli et Columbani bei Pertz Monum. Germ. II. 6.*)

vorgeht.¹ Dass man aber alle Vorschriften des ohnediess sehr confusen Vegetius, namentlich wo sie sich auf technische und mechanische Dinge beziehen, noch lange nicht verstehen konnte, ergibt sich nicht nur aus dem damaligen Zustande der Wissenschaft (namentlich der Mechanik) und des Handwerks, sondern auch aus den schriftlichen Ueberlieferungen und aus den Denkmälern späterer Zeiten, wie wir seines Orts zeigen werden. Dasselbe Verhältniss mag wohl auch bei den Büchern des Vitruvius bestanden haben, die oft sehr dunkel und selbst in unsern Tagen noch nicht vollkommen erklärt sind. Das, wenn auch nur noch vereinzelte ernstliche Studium der beiden, für die Culturgeschichte so wichtigen Schriftsteller, beginnt erst unter Carl dem Grossen.

Auf diese Weise dürfen wir denn auch bei den merowingischen neu erbauten Befestigungen, in verständiger Benützung des Terrains, Gräben, Ringmauern, Thürme, je nach Umständen auch Vorhöfe und innere Abschnitte voraussetzen; Werke, die in den wiederhergestellten römischen Befestigungsanlagen ihre Muster und Vorbilder hatten. Zu diesen Wiederherstellungen ist ferner die fortificatorische Herrichtung anderer römischer Bauten, wenn diese als stark und widerstandsfähig erachtet wurden, zu zählen, wie z. B. die Amphitheater, die Thorbefestigungen (*propugnacula*), die Burgen (*Capitole*) der grössern Städte.² Sie dienten den Königen als Pfalzen, den longobardischen Herzogen und den römischen (aus den alten Consularen und Zunftvorstehern erwachsenen) Grafen, sowie einzelnen fränkischen Grossen bisweilen als wehrhafte Wohnungen. Auf dem Lande waren die wieder-

¹ *Aula tamen nituit constructa cacumine rupis
Et monti imposito mons erat ipsa domus,
Complacuit latum muro concludere campum
Et prope castellum haec casa sola facit.
Turris ab adverso quae constat obvia clivo
Sanctorum locus est, arma tenenda viris.
Illic est etiam gemino balista volatu,
Quae post se mortem linquit et ipsa fugit.*

Venantii Fortun. Ep. Pic. Car. apud Bouquet. II. p. 484.

Der bekannte fleissige Versemacher wollte nur zeigen, dass er den Vegetius gelesen. Von solchen poetischen Ergüssen bis zu materiellen Denkmälern, die als historische Beweismittel gelten können, ist es noch sehr weit, es liegt die ganze, nur mühevoll und langsam zu erwerbende Technik dazwischen. Niemand wird wohl den Tempel des heiligen Graal, beim jüngern Titrel, als ein architektonisches Baudenkmal in der Art betrachten wollen, dass er nach demselben die kirchlichen Bauwerke des XIII. Jahrhunderts beurtheilt.

² Der Benutzung des Amphitheaters zu Verona für die Verstärkung der dortigen Ringmauer wurde schon oben gedacht (pag. 147). Das Amphitheater zu Nismes wurde von den Westgothen zur Vertheidigung hergerichtet. Die Burg zu Strassburg wurde schon i. J. 589 von König Childebert II. bewohnt. Das Propugnaculum der Porta Ostiense zu Rom diente als burglicher Bau, wie noch später das Grabmal der Cäcilia Metella, und noch in unsern Tagen jenes des Hadrian. Das Propugnaculum der Porta Segusina zu Turin war bis ins XI. Jahrhundert die Burg der dortigen Grafen.

hergestellten oder neu erbauten Burgen, wie bereits bemerkt worden, meistens kleinere Ortschaften, bisweilen auch ganz kleine isolirte, taktisch wichtige Posten, die nur in Kriegszeiten bewohnt oder vielmehr besetzt wurden, die fränkische Bevölkerung, die Könige und Grossen nicht ausgenommen, zog es vor auf ihren Maierhöfen zu wohnen. Während eines langen Friedens zerfielen die Burgen der letztern Art oft mehr oder weniger und mussten für den Krieg wieder hergestellt, oder durch neue ersetzt werden. Nur ausnahmsweise erscheint in der merowingischen Zeit hin und wieder eine Burg als ständiger Wohnsitz eines mächtigen Geschlechtes, wie z. B. die Burgen der Etichonen auf dem Odilienberge und zu Egisheim und die Burg der Victoriden zu Chur.

Wenn nun der merowingische Ursprung eines burglichen Baues sich aus Form und Anlage allein nicht wohl nachweisen lässt, so gewährt die technische Ausführung immerhin die Mittel, ihn von den römischen zu unterscheiden. Der schlechte und unregelmässig aufgetragene Mörtel, die ungeschickte Arbeit des Meissels, sowie überhaupt die Rohheit der Construction genügen. Merowingische Thürme aus grossen Werkstücken mögen nur auf den römisch-germanischen Gränzen zu suchen sein, und zwar nur dort, wo die von den Römern zugerichteten grossen Werkstücke vorhanden waren; der ungenaue Versatz in dicken und unregelmässigen Mörtelfugen und der gänzliche Mangel des römischen glatten Randbeschlages an den Kanten des Baues werden sie immer als merowingische Constructionen, sei es auch aus römischen Materialien, kennzeichnen. Der Zeitglocken Thurm zu Solothurn, der vielleicht bis zur Stiftung des St. Ursenklosters, d. h. in die erste Hälfte des VIII. Jahrhunderts hinaufreicht, kann als ein Beispiel solcher, immerhin sehr seltenen Thürme gelten. Die alten, namentlich die süd-französischen Römerstädte, Arles, Narbonne, Carcassonne, Nismes u. s. w. dürften bei näherer Untersuchung ihrer alten Befestigungsanlagen noch manche merowingische Constructionen erkennen lassen. Von einzelnen Burgen sollen in dem jetzt noch als Staatsgefängniss dienenden Fort de Lourdes in den Pyrenäen römische, westgothische und merowingische Bauüberreste neben und über einander bestehen. Ein Thurm der Burg Kaiserswerth am Rhein, wird dem König Pipin zugeschrieben. Die Veste Niederhaus zu Passau soll noch weiter bis ins Jahr 737 hinaufreichen, wo Bischof Vivito nebst seiner ganzen Geistlichkeit von Laureacum (Lorch) vor den Avaren flüchtend, bei dem bayerischen Herzog Odilo in der Veste Niederhaus Schutz und Unterkommen fand. Alle diese Denkmäler verdienen die Untersuchung künftiger Forscher.¹ Wir vermögen

¹ Viele betrachten den runden Thurm zu Orbe (im Waadtland) als einen merowingischen Bau; seine Construction, sein spezieller Zweck der Vertheidigung eines am Ende des XIII. Jahrhunderts erbauten Thores, sowie seine

für jetzt nur zwei wehrhafte Bauten deren in jenen Zeiten gedacht wird, näher zu beschreiben; die ebenerwähnte Burg der Etichonen im Städtchen Egisheim bei Colmar, und die Veste Salzburg an der fränkischen Saale; beide aus dem VIII. Jahrhundert. Sie mögen vorerst genügen, die Wiederherstellung und die Nachahmung römischer Anlagen auch in jener Zeit, anschaulich zu machen.

Die Burg zu Egisheim bildet die Mitte des gleichnamigen, eine Stunde oberhalb Colmar zwischen den Vorhügeln der Vogesen gelegenen Städtchens. Der Grundriss der, an einzelnen Stellen bis zu einer Höhe von 25 bis 30' erhaltenen, Ringmauer ist ein regelmässiges Sechseck. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lag in der Mitte dieser Umfassung ein gleichfalls sechseckigter und (wahrscheinlich nur an seinem untern Theile) 9' dicker Thurm, von welchem nichts mehr erhalten ist.¹ Der äussere Fuss der Ringmauer war damals noch auf allen Seiten von einem ausgemauerten, mit fliessendem Wasser gefüllten Graben umschlossen. Jetzt ist er auf der östlichen, gegen den Hauptplatz des Städtchens gerichteten Seite vollkommen ausgefüllt, auf den übrigen durch stehende Pfützen u. s. w. bezeichnet und die äussere Grabenverkleidung spurlos verschwunden; der innere Raum der Burg aber von den kleinen, in Riegelwerk erbauten und an die Ringmauer gelehnten Wohnungen armer Tagelöhner und den davor aufgeschichteten Dunghäufen bedeckt, so dass sich dort von den alten Bauten ohne bedeutende Wegräumungen und Nachgrabungen nichts mehr entdecken lässt. Es bleibt somit nur noch die Ringmauer unserer Betrachtung überlassen. Jede ihrer sechs Seiten ist, aussen gemessen, 38' lang und etwa 5' dick. In der Mitte einer jeden, mit Ausnahme der östlichen, befindet sich im Erdgeschosse ein hoher und schmaler Schlitz, der sich nach innen erweitert; auf der östlichen Seite hingegen die Grundmauer einer etwa 18' langen und 3' über den Fuss der Ringmauer senkrecht vortretenden Verdickung derselben, in welcher der alte, ursprüngliche Thorbogen angebracht war. Der Steinverband der Ringmauer ist der des Isodomum, mit gleichhohen Quadern und wechselnden Stossfugen, jeder Quader rauhgeflächt, mit glattem Randbeschlag, daher genaue und glatte Borden an den sechs Kanten des Baues, sowie um die Schlitze. Die Höhe der Quader ist zwischen 1' bis 1½', ihre Länge durchschnittlich 2', hin und wieder auch 3'; der Fugenschnitt und die gesammte Ausführung ungemein genau. Der Mörtel tritt nirgends zwischen den Fugen hervor. Die Schlitze sind 6' hoch, aussen (die Abkantung mit eingerechnet) 1½' breit und gleichen auffallend jenen von Ba-

Krönung mit einer Hurden-Gallerie deuten aber auf jene letztere Zeit hin, wo Amadeus III. von Montfaucon das Städtchen befestigte.

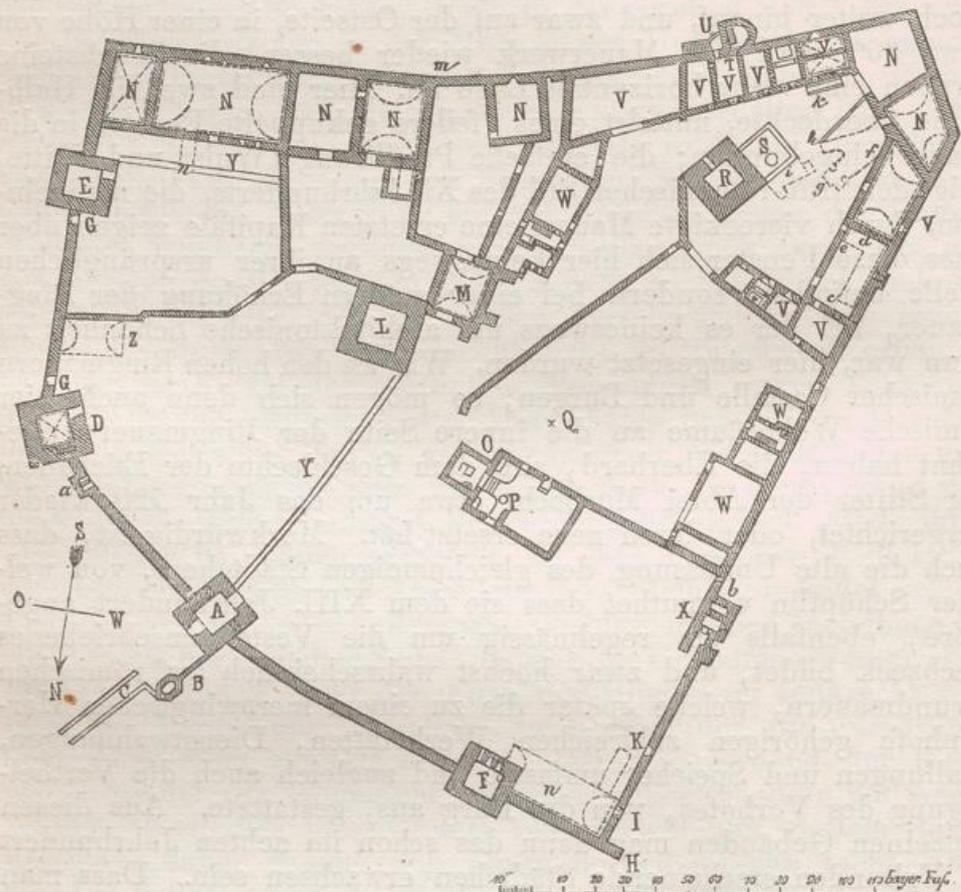
¹ Nach den handschriftlichen Aufzeichnungen Silbermann's auf der Stadtbibliothek zu Strassburg.

denweiler und Kisslau (pag. 86, 109), sowie denn auch dieser ganze, in der ersten Hälfte des VIII. Jahrhunderts urkundlich erwähnte Bau, bis auf eine Höhe von 15—20', in seinem regelmässigen Grundriss und in seiner trefflichen Ausführung sich als ein römisches Werk, und zwar noch aus der guten Zeit, unmöglich verkennen lässt. Ueber die so eben erwähnte Höhe hinaus ist das Mauerwerk um ein Bedeutendes roher aus unregelmässigen, in höchst unreinem und reichlichem Mörtel eingesetzten Bruchsteinen; wenn auch römische Quader stellenweise vorkommen, so bilden die Lager- und die obern und untern Stossfugen sehr häufig ein Kreuz und die Quader sind ungenau eingesetzt. Noch weiter hinauf, und zwar auf der Ostseite, in einer Höhe von etwa 30', wird das Mauerwerk wieder besser, die Bruchsteine streben eine mehr horizontale Lage an. Hier sind zwei, im Halbkreis überdeckte, mittelst eines Pfeilers gekuppelte Fenster in die Mauer eingebunden; die einfache Profilierung (Wulst und Platte) zeigt den früh-romanischen Stil des XI. Jahrhunderts, die mangelnden, durch viereckigte Mauersteine ersetzten Kapitäle zeigen aber dass diese Fenster sich hier keineswegs an ihrer ursprünglichen Stelle befinden, sondern bei einer spätern Erhöhung der Ringmauer, bei der es keineswegs um architektonische Schönheit zu thun war, hier eingesetzt wurden. Wie an den hohen Ringmauern römischer Castelle und Burgen, so mögen sich denn auch hier römische Wohnräume an die innere Seite der Ringmauer angelehnt haben, die Eberhard, aus dem Geschlechte der Etichonen, der Stifter der Abtei Murbach, etwa um das Jahr 720 wieder hergerichtet, oder durch neue ersetzt hat. Merkwürdig ist, dass auch die alte Umfassung des gleichnamigen Städtchens, von welcher Schöpflin vermuthet dass sie dem XIII. Jahrhundert angehöre, ebenfalls ein regelmässig um die Veste umschriebenes Sechseck bildet, und zwar höchst wahrscheinlich auf römischen Grundmauern, welche später die zu einem merowingischen Herrenhofe gehörigen zahlreichen Werkstätten, Dienstwohnungen, Stallungen und Speicher umfasste und zugleich auch die Vertheidigung des Vorhofes, von der Burg aus, gestattete. Aus diesen einzelnen Gebäuden mag denn das schon im achten Jahrhundert in Urkunden erscheinende Städtchen erwachsen sein. Dass man aber im XIII. Jahrhundert, nachdem schon daselbst Häuser gestanden, einen Theil derselben zur Herstellung der regelmässigen sechseckigten Umfassung abgebrochen habe, ist nicht anzunehmen.

Wenn die vorstehende Untersuchung der die Mitte des Städtchens Egisheim bildenden Burg nur wenig oder vielmehr gar kein Detail merowingischer Constructionen zu Tage gefördert, so gibt sie auf der andern Seite das früheste Beispiel, wie und in welcher Art die merowingischen Grossen sich allmählig auf den römischen Trümmern einzurichten gewusst, und dass sie hier, so gut sie es

vermochten, wie in Allem den römischen Ueberlieferungen folgten. Bei der Liebe, welche der Erforschung alter Denkmale, namentlich auch im Elsass zu Theil geworden, dürfen wir der-einst wohl auch einer gründlichen Untersuchung dieses merkwürdigen Baues entgegensehen, welche von derartigen Vereinen in viel umfassenderer Weise veranstaltet werden kann, als von einem einzelnen Touristen; ebenso werden denn auch die von jeher so tüchtigen Gelehrten des Elsasses den römischen Namen dieser römischen Anlage wohl noch ermitteln.

Fig. 82.



Grundriss der Salzburg in Franken.

A Thorthurm. B Vorhof. C Brücke. D E F Thürme. G, 2 spätere Fenster, gegenwärtig zugemauert. H Strebpfeiler. I, K, 2 Fenster im früh-romanischen Baustile. L Innerer Thurm. M Münzgebäude. N Alte Wohngebäude. O Die wiederhergestellte Kapelle. P Spuren eines mit Backsteinen ausge-mauerten, jetzt überdeckten Brunneus. Q Stelle, wo der alte Hochaltar gefunden wurde. R Innerer Thurm. S Brunnen, 233' tief. T Pforte (Poterne). U Vorbau zur Vertheidigung der Pforte. V, Wohn- und Oekonomiegebäude aus dem 16. Jahrhundert und später. W Bauernhöfe aus neuerer Zeit. Nicht mehr bewohnt. X Poterne. Später Gefängniß. Y Zerstörte, nur in ihrem Fundamente sichtbare Manern. Z Ueberreste eines Gebäudes mit darunter liegendem Keller. a Erker. b Eingang in die Poterne. c Treppe zu dem grossen Keller. d Eingang zu diesem. e Verbindungsgang in ein noch nicht eröffnetes Gewölbe. f Verbindungsgang des Kellers in das Erdgeschoss des Gebäudes. g Verbindungsgang in das bei e erwähnte uneröffnete Gewölbe. h k Treppen in die Gewölbe. i Spuren eines hier gestandenen Gebäudes. l Eine zugemauerte Pforte. m Zugemauertes Pfortchen. Spuren vorliegender Gebäude. n Gewölbe, woraus eine schmale Treppe in den Thurm F führte.

Die Salzburg in Franken. Im nordöstlichsten Gaue des austrasischen Franken — im Saalgau — unfern der alten merowingischen Gränze gegen Thüringen, auf dem linken Thalgehänge der fränkischen Saale gelegen, war diese Veste ein fränkischer Königshof und zugleich auch ein wichtiger Waffenplatz gegen die Sachsen und Sorben. Wahrscheinlich unter Carl Martell zur Veste erhoben, sah die Salzburg in den Jahren 741, 742 zwei Synoden des h. Bonifacius; hier feierte i. J. 768, nach seinem aquitanischen Feldzug, König Pipin das Osterfest. Im J. 790 besuchte Carl der Grosse zum erstenmale diesen befestigten Königshof. Im J. 803 empfing er daselbst die Gesandten des griechischen Kaisers Nicephorus und schloss Friede mit den Sachsen. Eines seiner Capitulare (v. J. 804) wurde auf der Salzburg gegeben. Im J. 826 kam Ludwig der Fromme hieher, um im Salzforste zu jagen. Im J. 832 ging ihm, nach dem Bayerischen Feldzuge, seine Gemahlin Judith bis hieher entgegen. Im J. 840 hielt sich Ludwig der Deutsche nach der Schlacht von Fontenoy hier auf. Im folgenden Jahre berief er einen Reichstag nach der Salzburg. Im J. 877 ertheilte Ludwig III. dem Stift Fulda hier eine Urkunde; im folgenden Jahre verweilte er hier von der Fasten bis in den Mai. Im J. 897 empfing Arnulf hier eine Gesandtschaft der Sorben. Im J. 940 bestätigte auf der Salzburg Otto I. dem Bisthum Freysing mehrere Vergabungen. Unter den sächsischen Kaisern wird der Salzburg weniger gedacht, wohl desshalb, weil ihre Bedeutung als Gränz- und Waffenplatz nach Einverleibung der Sächsischen Gaue sich minderte. Otto III. schenkte im Jahr 991 einen bedeutenden Theil dieses Kammergutes dem Pfalzgrafen Ezzo von Lothringen, i. J. 1000 aber die Veste nebst dem Königshofe und das noch übrige sehr grosse Kammergut dem Bischof Heinrich von Würzburg (dem Bruder seines Kanzlers) sowohl zur Belohnung, als wie auch zum Seelgerette für seine Eltern.¹ Dreiundsechzig Jahre später erwarb das Hochstift die an Ezzo geschenkten Güter erbweise von dessen Tochter, der Königin Richza von Polen, wodurch es dann in den Besitz des gesammten Saalgaues gelangte. Gegen das Ende des XII. Jahrhunderts wurde, wie es scheint, die Burghut würzburgischen Dienstleuten übertragen, die sich davon schrieben, im XV. findet sich eine Anzahl Ganerben daselbst, deren Nachkommen oder vielmehr Nachfolger sich bis in die neuere Zeit in den lehensweisen Besitz der Veste und einiger dazu gehörigen Rechte und Grundstücke theilten.

Das Thal der fränkischen Saale hat eine mittlere Breite von

¹ In der Schenkungsurkunde K. Otto III., d. d. Aachen am 15. Mai i. J. 1000 heisst es: „dedimus, largiti sumus et firmissima traditione donavimus Castellum et nostri juris Curtem Salce dictam.“ Wohl ein Beweis, dass noch damals auf der Salzburg wehrhafte Werke bestanden, und von dem Königshof unterschieden wurden.

einer Viertelstunde. Sein linkes Thalgehänge verflächt sich nicht mit der Thalsole, sondern steigt hier unter einem scharf abgesehenen Winkel von etwa 30' die Höhen hinan. Die Gebirgsformation ist die jurasische. Dem Punkte gegenüber, wo die Mündung der Brend auf dem rechten Saalufer eine Erweiterung des Thales veranlasst und sich das Städtchen Neustadt erhebt, laufen auf dem linken zwei tief eingeschnittene Schluchten zusammen, die ungefähr 300 Schritte von einander entfernt auf der das linke Saalufer begleitenden Hochebene ihren Anfang genommen, und so von derselben ein gleichschenkeliges Dreieck ausschneiden, dessen gegen Südwesten gerichtete Spitze bis an den Thalkamm hervortritt, während die nordöstliche Grundlinie gegen die Hochebene gerichtet ist, die völlig offen, in sanften Terrainwellen auf- und niedersteigt. Dieses ist die Stelle, worauf die Salzburg erbaut wurde. Der Zug ihrer Ringmauern ist durch die Seiten des Dreiecks gegeben, zwei erhielten durch die vorliegenden Schluchten, für die damalige Zeit, hinreichenden Schutz, die dritte, die Grundlinie, die eigentliche Angriffsfront, bedurfte der Hilfsmittel der Kunst. Zuvörderst wurde die Ringmauer nach dem Zuge der zunächst gelegenen wellenförmigen Höhen geführt, daher ihr gekrümmter, unregelmässiger, gegen Nordosten vortretender Grundriss. Vier viereckigte, bedeutend höhere Thürme A, D, E, F treten über den äussern und den innern Fuss dieser Mauer. Sie sind nicht gleichmässig von einander entfernt, weil ihre Stellen durch die höchsten Punkte des wellenförmigen Erdreichs gegraben sind. Vorwärts dieser Ringmauer zieht ein breiter und tiefer Graben, vom Anfange der einen Schlucht zu jenem der andern. Es ist wahrscheinlich, dass er sich auch noch um die beiden Ecken der Umfassung bis auf etwa den dritten Theil in die beiden Schluchten hineinzog; er wurde dort zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgefüllt, um für die Anlagen von Reben mehr Raum zu gewinnen. Die von der Angriffsfront am meisten entfernte und durch die Vereinigung der beiden Schluchten am meisten geschützte Stelle der Veste ist die Spitze des Dreieckes, wo sich denn auch das Palastgebäude befand. Hier wurde die Spitze des Dreieckes geradlinicht abgestumpft. Sehr schön ist von dieser Stelle aus der Blick in den Saalgrund, den am fernen Horizont die Massen des hohen Rhöngebirges begrenzen. Die Länge der Abstumpfung beträgt 62, jene der südlichen Ringmauer 362, jene der Angriffsfront 500, jene der westlichen Ringmauer 363 bayrische Fuss, somit die gesammte Länge des Umzuges 1287 Fuss. Eine gerade Linie von der Abstumpfung an der Spitze gegen den am meisten vortretenden und durch einen Thurm geschützten Punkt der Angriffsfront wird durch zwei viereckigte freistehende Thürme, L, R, in drei ziemlich gleiche Theile getheilt. Diese Thürme lassen auf innere Abschnitte schliessen, welchen sie zur Vertheidigung dienten. Betrachten wir nunmehr die einzelnen Werke.

Auf der Angriffsfront beträgt die Dicke der Ringmauer $6\frac{3}{4}$ bayerische Fuss; ihr $4\frac{1}{2}$ ' breiter Mauergang liegt 25' über dem natürlichen Boden, die Zinnen und Scharten der Brustmauer haben eine Breite von 5'. Die viereckigten Thürme, nicht von genau gleichen Dimensionen (im Innern 18—20' lang und 16—18' breit) ruhen auf einem etwa 8" vortretenden Sockel von der Höhe des Mauerganges. Ueber dem im Halbkreise überwölbten Erdgeschoss erheben sich zwei durch Bretterböden geschiedene Stockwerke; der obere Theil fehlt. Die Eingänge sind entweder zu ebener Erde, oder sie führen vom Boden des ersten Stockwerkes aus durch eine 3' breite Pforte, nicht unmittelbar, sondern über eine leichte, schräg gelegte Brücke auf den Mauergang. Der obere Theil des Thurmes F ist giebelförmig abgebrochen. Spätere, in ihren Fundamenten annoch nachweisliche Gebäude lehnen sich im Innern der Veste an die Thürme D, E, F. Durch den Thurm A geht der Hauptweg ins Innere. Er ist um ein Geschoss höher als die andern, äusserst sorgfältig mit grossen rechteckigten Werkstücken verkleidet, die in gleichhohen Lagen und wechselndem Fugenschnitt glattgehauene Ränder und die rauh belassenen Bruchflächen zeigen; eine treffliche und elegante Nachahmung des römischen Isodomum. Sein äusseres, 9' breites Thor zeigt an seinen zwei vortretenden Pfeilern auf jeder Seite romanische Kapitäle, darüber im Halbkreise den romanischen, gebrochenen Rundstab (Ziczac) und die nicht minder romanische Verzierung kleiner, schachbrettförmig abgesetzter Rundstäbe. Die graphische Darstellung aller dieser Details werden wir im dritten Abschnitte bringen, wohin der grösste Theil der auf der Salzburg noch aufrechten Thürme und Mauern gehört; hier durften wir dieselben nicht übergehen, um sie von den merowingischen Constructionen der Veste zu unterscheiden. Das innere Thor ist einfacher. Der Steinverband im innern Raume des Thurmes ist genau derselbe, wie an den drei andern Thürmen und an der Ringmauer: horizontal gelagerte, mit dem Hammer zugerichtete rechteckige Bruchsteine von verschiedener Höhe und Breite, durch guten, nicht allzureichlichen Mörtel verbunden. Diese ganze Angriffsfront stellt sich somit als ein gleichzeitiger Bau aus dem Ende des XI. oder dem Anfange des XII. Jahrhunderts dar. Wenn man aber die Ringmauer näher betrachtet, so sieht man, dass sie auf eine ältere, dickere und roher construirte aufgesetzt ist, welche letztere noch etwa 5' hoch über dem Boden steht und deren oberer, über den Fuss der neuen Mauer vorstehender Theil, um keine Staffel zu bilden, mittelst des Hammers abgescrägt wurde. Dieses ist die eigentliche alte Umfassung.

Vorwärts des Thurmes A steht noch die Anschlussmauer B nebst einem kleinen achteckigten Thürmchen eines viel später und sehr leicht gebauten Vorhofes von der Breite des Thurmes,

an den sich die steinerne, erst im Jahr 1702 erbaute Brücke über den Graben anschliesst.

Die westliche Ringmauer der Burg zeigt durch glatt gehauene Quader und zwei gekuppelte romanische Fenster I, K, dass sie ebenfalls aus dem XII. Jahrhundert herrührt, sowie auch die südliche. Der Eingang b durch die Gewölbe bei X war eine Poterne.¹ Eine solche kleine Anlage befand sich auch auf der südlichen Seite bei T, vor ihr steht noch rechts am Ausgange des Pfortchens das Stück eines gegen Südwesten abgerundeten Thurmes U, von ihren übrigen Theilen lässt sich nichts mehr erkennen. Auch auf der südwestlichen Abstumpfung öffnet sich im Erdgeschosse eine Pforte l, die auf einem unten 4' breiten, nach Art eines Laufgrabens 8—9' tief eingeschnittenen Weg nach einem kleinen freistehenden, achteckigten Thurme führt, der zur bessern Einsicht des Abhanges erst später, wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Thürmchen B erbaut wurde. Unten an ihrem Fusse zeigt jene Abstumpfung das ältere Mauerwerk der Angriffsfront, weiter oben aber weist sie ebenfalls auf die Constructionsweisen des XI. oder XII. Jahrhunderts hin, sie wird dort von einem gekuppelten, mit dem gebrochenen Rundstab umzogenen Fenster durchschnitten.

Von den beiden Thürmen im Innern steht der vordere, L, etwa noch 25' hoch über dem Boden, er zeigt keinen Eingang. Der hintere, R, bedeutend höhere, ruht auf zwei stufenförmig übereinander stehenden Sockeln. Sein Eingang ist gegen Süden gerichtet. Auf seiner vordern Front hat er zwei Schlitze, den einen auf dem obern Sockel, den andern unmittelbar über demselben, ganz oben, wahrscheinlich unter der nunmehr verschwundenen Plattform, ein gekuppeltes, durch einen Pfeiler mit romanischer Halbsäule geschiedenes Fenster. Der Thurm ist aus sorgfältig zugerichteten Quadern erbaut. Unmittelbar hinter dem Thurm, gegen die Spitze des Dreieckes zu, also im innersten und am meisten geschützten Raume der Veste, gerade vor dem Palast, befindet sich der 233' tiefe, in den Felsen gehauene Brunnen S.

An die südliche und an die westliche Ringmauer lehnen sich die inneren Gebäude, theils nur noch in ihrem Grundrisse, theils auch besser erhalten. Die meisten scheinen seit dem XVII. Jahrhundert wieder hergerichtet; nur wenige deuten auf das XV. Jahrhundert hin. Diese Wohngebäude nehmen die Hälfte der südwestlichen Abstumpfung ein. Unter ihnen befinden sich die Keller des alten Palastbaues, zu welchen noch die Treppen vorhanden sind. Diese Keller sind theilweise zugemauert, die

¹ Der Ausdruck „Postercula“ für Poternen erscheint schon in einer Schenkungsurkunde Ludwigs II. für einen Klosterbau in Piacenza, v. J. 852. (Muratori Antiq. Ital. med. aev. Dissert. XXVI. de militia Saec. rud. in Ital.

offenen hingegen meistens mit Schutt angefüllt. Sie verdienen so wie die gesammte Veste eine nähere Untersuchung, wesshalb wir den gesammten Grundriss (auch der spätern Werke) hier beifügen.

Zwei Gebäude im Innern scheinen dem XIII. Jahrhundert anzugehören; das sogenannte Münzgebäude, M, mit einer äusserst zierlichen, durch offene Spitzbögen und Stabwerk gebildeten Loggia, und die (vom Grafen Wernher Haxthausen i. J. 1841) wieder hergestellte Kapelle. Der im Dome zu Würzburg aufgestellte Altar wurde übrigens ausserhalb dieser Kapelle an der mit Q bezeichneten Stelle gefunden. Ornamente im früh-romanischen Stile, glockenförmige Säulenknäufe, Bandverschlingungen u. s. w. sind hie und da eingemauert. Da die Veste im XV. Jahrhundert eine Ganerbschaft wurde, und jeder Ganerbe seinen Besitz mit kleinen Mauern umschloss, so durchziehen deren mehrere, meist nur sehr dünne und alle nur noch einige Fusse hoch, in den verschiedensten Richtungen den innern Raum.

Auf diese Weise reichen nur noch die Grundmauern der Veste in die merowingischen und carolingischen Zeiten hinauf, sie genügen indessen, um von der Anordnung der Werke und von der fortwährenden Befolgung römischer Grundsätze ein deutliches Bild zu geben. Warum das Hochstift Würzburg erst nach einem Jahrhundert ungestörten Besitzes den Wiederaufbau der Veste begann, diese Untersuchung gehört in den Bereich der Specialgeschichte des Hochstifts.

Karl der Grosse und seine Nachfolger.

Wir haben bei den letzten römischen und den ersten germanischen Zuständen so lange verweilt, um die Uebergänge aus der antiken in die christliche Anschauungsweise und Bildung genau zu betrachten; denn sind einmal die ersten Keime recht deutlich, so ist deren weitere Entwicklung, unter gegebenen und bekannten Verhältnissen, leicht zu verstehen.

Der Theil des fränkischen Volkes der im südlichen und westlichen Gallien sich mit den gallo-römischen Einwohnern mischte, musste von diesen nicht nur neue Anschauungen und Fertigkeiten erlangen, sondern auch seinen germanischen Charakter nach und nach ändern, während der andere Theil des nämlichen Volkes, der im östlichen Gallien, so wie der diesseits des Rheines gebliebene und später durch thüringische, bayerische, sächsische und friesische Stämme vermehrte, seine germanische Eigenthümlichkeit besser bewahrt hat.

Schon im VIII. Jahrhundert stellt sich dieser bedeutende Unterschied zwischen dem östlichen und dem westlichen Theile des Frankenreiches, nicht nur in der Abneigung der neustrischen und der austrasischen Bevölkerung, sondern auch in der Sprache dar.

Auf diese Weise hatte schon vor Karl dem Grossen sein Reich sich nach und nach innerlich durch den Geist seiner Bevölkerung in zwei wesentlich verschiedene Nationalitäten getrennt, wozu die ebenso verschiedene der völlig italienisirten Longobarden hinzukam. Eine auch äusserliche Trennung dieser Nationalitäten in die ihnen entsprechenden Reiche, lag in der Natur der längst begonnenen Entwicklung. Sie trat ein, nachdem Karl der Grosse seine Sendung erfüllt, d. h. den Ausbau der Monarchie und der Kirche, in ihren Principien, vollendet hatte. Jede Trennung länger vereinigter Völker geschieht aber nie ohne Kämpfe. Hier waren es Theilungskriege und ununterbrochene Raubzüge der Sarazenen, Normannen und Ungarn, die jene innere Trennung auch zu einer äussern, politischen brachten. Nach mehreren Versuchen erfolgte eine gründliche erst im Anfang des X. Jahrhunderts, wo unter Heinrich I. i. J. 919 jene Gruppe unvermischter deutscher Stämme sich ablöste, die sich von da an immer enger zu einem deutschen Reiche verbunden hat.¹ Mit diesem Zeitpunkte beginnt denn auch der dritte und letzte Abschnitt vorliegender Geschichte der frühmittelalterlichen Militär-Architektur. Kehren wir zu Karl dem Grossen zurück.

Neue Bildungselemente tauchen hier keine auf. Das Lehenswesen bereitete sich damals erst vor. Karl der Grosse hatte für seine Centralisirungs- und Abrundungs-Politik keine andern Mittel als seine Vorfahren, aber er nützte sie besser aus und wendete sie grossartiger an. Dass er seine Kriege nicht nur durch den, auf Kriegsdauer zusammenberufenen Heerbann, sondern auch durch ständige, stets bereite Dienstmannschaften geführt, ist aus mehreren Zeugnissen ersichtlich.² Das altrömische System bewaffneter Gränzen unter dem Befehle tüchtiger Führer, brachte er, und zwar nicht nur unter Benützung des römischen Titelsystems, wie wir es aus der Notitia kennen, sondern auch nach den römischen Grundsätzen, wieder in Anwendung. Er liess Wachthürme und Verschanzungen bauen, an den Mündungen der Flüsse (gegen die Normannen und Sarazenen) zahlreiche Flotten sich sammeln, und zwar nicht nur an der nördlichen Küste Galliens, sondern auch an der südlichen, und an

¹ J. F. Böhmer, die Regesten des Kaiserreiches von 1246 bis 1313. Stuttgart, Cotta, 1844. Vorrede pag. VI.

² Diese Dienstmannschaften hiessen „Scaræ“ (Schaaren). Astronomus vita Ludovici Pii. c. 21. Mit dem alten, jedesmal neu einzuberufenden Heerbanne hätte Karl der Grosse weder nachdrückliche Kriege in oft sehr weit entfernten Ländern führen, noch in den eroberten starke und ständige Besatzungen zurücklassen können, wie jene in Pavia i. J. 774. „Ordinata custodia Francorum in Papia Civitate — reversus est,“ sagen die Annal. Bertiniano ad a 774. Solchen ständigen deutschen Besatzungen auf den italienischen Gränzen werden wir im folgenden Abschnitte öfters begegnen, wo sie uns manches bisher Räthselhafte, erklären.

jener Italiens bis in die Höhe von Rom,¹ d. h. soweit das von den Longobarden überkommene Reich sich erstreckte. Gegen Norden und Osten rückte er mit den neuen Gränzmarken, auch neue Bisthümer gegen die slawischen Völker vor. Dass er im Laufe seiner beinahe ununterbrochenen Kriege viele grössere und kleinere Orte befestigt und Burgen erbaut oder zerfallene wieder hergestellt, liegt in der Natur jeder Kriegführung, und wird von der Geschichte bestätigt.² Wohl alle waren aus Erde und Holz, manche der Kern künftiger Städte, keine der erbliche Wohnsitz irgend eines mächtigen Geschlechtes. Im Innern des Reiches zeigen nur einzelne Pfalzen, wie z. B. Aachen, Ingelheim und Frankfurt, Ueberreste von Befestigungswerken. Ein Mittel für die einheitliche Verwaltung des Reiches war die Beseitigung der alten Volksherzoge bei den neu hinzugekommenen germanischen Stämmen und die Einsetzung der Kammer und Sendboten für's ganze Reich, Hauptmittel für die Cultur aber waren die Hebung des in der letzten Zeit ziemlich heruntergekommenen Clerus, wozu ihm besonders der h. Bonifacius hülfreich gewesen, die Errichtung zahlreicher, auch für Laien zugänglicher Schulen an den Bischofssitzen und Klöstern, sowie überhaupt die eifrige Förderung und Verbreitung der Wissenschaften.

Dass unter solchen Verhältnissen von einem eigenthümlichen carolingischen Baustyle ebenso wenig die Rede sein kann, als von einem merowingischen, bedarf wohl keiner Erläuterung. Die Bestrebungen konnten nur auf ein gründlicheres Studium der römischen Schriftsteller und Denkmäler, und auf Fortschritte in der Technik gerichtet sein. In Bezug auf ersteres finden wir bereits Rabanus Maurus mit dem Vegetius,³ Eginhardt mit dem Vitru-

¹ Einhardi Vita Carol. Mag. c. 17.

² Als befestigte, eroberte, neuerbaute oder wiederhergestellte Orte werden von den gleichzeitigen Schriftstellern genannt: im Jahr 769 das Castell Fronsac an der Dordogne; 771 Laon und Rheims; 772 Eresburg (Stadtberge an der Diemel); 774 Sigisburg (am Einfluss der Leme in die Ruhr), Buraburg, Fritzlar; 776 Brunaberg (südlich von Höxter), Karolus fecit Castellum super fluvium Lipia; 778 Deutz bei Köln; 779 Medefuli (Fühlen an der Weser); 782 Bremen; 789 Karl baute zwei Brücken über die Havel und befestigt sie mit Castellen (Regino fügt bei: ex ligno et terra). In demselben Jahr wird die Befestigung von Köln wieder hergestellt und der Brücke daselbst erwähnt; 802 Castellum Guntionis (Güntzburg); 805 Magdeburg, Halle, Bardaenovic, Erfurt, Halazstadt (bei Bamberg), Forchheim, Regensburg, Lorch (an der Ens); 810 Esselfeldoburg (Epelfeld); 811 Castellum Abochi u. a. m

³ Rabani Mauri Tractatus de anima (anno 842) Praefatio ad Lotharium regem. Domino praecellentissimo etc. „Sed quia excellentiam vestram multa decet cognoscere, annexi quaedam capitula (die aber bisher noch nicht gefunden sind), de disciplina Romanae militiae, qualiter antiqui tirones institui solebant. Quod ideo feci, quia necessarium fore id aestimavi propter frequentissimas Barbarorum incursiones. Quae scilicet ex cuiusdam Flavii Vegetii Renati libello, quem de antiquissimis scripsit Romanis excerpti atque compegi,

vius¹ ernstlich beschäftigt; in Bezug auf die Technik aber und auf die Kunst überhaupt, waren vor Allem die Klöster (seit dem Jahr 802 unter die gemeinsame Regel des h. Benedikt gestellt und somit mehr centralisirt), in ihren Schulen und Werkstätten thätig. Um diese Zeit begannen sie auch die Verzierung der Handschriften durch Arabesken, Bandverschlingungen, Blättergewinden u. s. w. nach spätrömischen und byzantinischen, wohl meistens aus irischen Klöstern erhaltenen Mustern. Bei den fernern technischen Fortschritten des Meissels übertrugen sie dieselben vom Pergament auf den Stein, und bereiteten so jenes dekorative Element vor, das mit den von den Römern überkommenen constructiven Verhältnissen und den kirchlichen Anforderungen sich anderthalb Jahrhunderte später zu jenem eigenthümlichen und harmonischen Style verband, den wir den romanischen nennen.

Von den zahlreichen kirchlichen Bauten, die unter Karl dem Grossen ausgeführt wurden, mögen, bei gründlichem Nachsuchen, hin und wieder wohl noch einzelne Theile sich vorfinden. Sein gepriesenstes Werk dieser Art, das Aachener Münster, steht mit einigen äussern Zuthaten in unsern Tagen noch aufrecht; eine unschätzbare Quelle für die Kunst- und Culturgeschichte jener merkwürdigen Zeit, wo die beiden Hauptstaaten des mittleren Europa sich zu bilden begannen. Sie wurde bis jetzt weder von Franzosen noch Deutschen einer speciellen und ausführlichen Untersuchung gewürdigt. Was wir vom Aachener Münster wissen, verdanken wir F. Mertens trefflichem, aber kurzem Aufsätze „über die carolingische Kaiserkapelle zu Aachen,“ den bereits vor 18 Jahren die Forster'sche Bauzeitung brachte und der auszüglich, nur durch einen kleinen Grundriss erläutert, in die, mittlerweile so zahlreich erschienenen, kunstgeschichtlichen Werke überging. Der Baumeister war ein elsässischer Alemanne, Ansigis, später Abt in dem schon oben erwähnten Kloster Fontanellum, mithin ein Mönch. Kostbare Marmorplatten, Mosaiken und Säulen wurden von Trier, Rom und Ravenna aus antiken Gebäuden herbeigebracht, die behauenen (römischen) Quader aber aus Verdun, dessen Ringmauern und Thürme Karl der Grosse, um den dortigen Bischof, Peter, wegen einer Verschwörung zu strafen, wohl auch um die behauenen Werkstücke zu bekommen, im Jahr 792 abbrechen liess. Der Bau begann im Jahr 796 und wurde im Jahr 804 der Mutter Gottes geweiht. Den doppelten Zwecken einer Palast- und einer Gruftkirche entsprach die sechzehneckigte Grundform, mit einem achteckigten, auf Pfeilerarkaden erhöhten und von

breviusque annotare studui, cavens scilicet prolixitatem, et ne forte ea scribere viderer, quae tempore moderno in usu non sunt.“

¹ Er ertheilte seinem Sohne oder einem seiner Schüler den Auftrag, für die Erläuterung schwieriger Stellen des Vitruv, nach Anleitung gewisser Elfenbeinmodelle, die sich im Besitz eines Dritten befanden, zu sorgen.

einer achteckigten Kuppel überdeckten Mittelraum. Der äussere Durchmesser des Sechzehneckes beträgt ungefähr 88'; jener des Mittelraumes 44^{1/2}'. Der zwei Stockwerke hohe um das Achteck herziehende Umgang wird in seinem obersten durch eine Art von halbirtem Tonnengewölbe geschlossen, welches einen wirklichen Gegendruck gegen die hohe Kuppel ausübt. Die alten Kapitäle der Säulen, von welchen (nach einer neuern Wiederherstellung) nur noch vier in Verwendung sind, erweisen sich als verschiedene Arbeiten der spätesten Römerzeit. Die alten Basen sind verschiedenartig gebildet, und die unter Karl dem Grossen angefertigten roh, und bisweilen sehr formlos. Die Kämpfergesimse der Pfeiler ahmen das Motiv der römischen Gliederung in einer starren schematischen Weise nach. Den alten Altarraum nimmt nunmehr ein hoher gothischer Chorbau, aus dem XIV. Jahrhundert, ein.¹ Der Steinverband des Münsters zeigt platte, sehr harte Steine, zwischen horizontalen und vertikalen Bändern aus behauenen Stein, wahrscheinlich jenen Verduner Werkstücken.² Für unsern speciellen Zweck ersehen wir aus diesem Bau, der das Höchste geleistet, was man im Anfange des IX. Jahrhunderts zu leisten vermochte, die völlige Abhängigkeit von römischen Ueberlieferungen, ohne die Spur eines eigenthümlichen künstlerischen Styles, das bereits vorgeschrittene Studium der Gesetze der Statik und des Gewölbebaues, und die im Verhältniss zu diesem noch weit zurückgebliebene Technik des Maurers und insbesondere des Steinmetzen, und so ist denn dieser Bau, wenn er einmal in allen seinen Details gehörig bekannt ist, der zuverlässigste Maasstab, um zu ermitteln, ob alte, zur Zeit noch räthselhafte Bauwerke (namentlich in Deutschland), der carolingischen Zeit angehören oder nicht, wie z. B. jene Vorhalle des Klosters Lorsch an der Bergstrasse, die zu so vielen Erörterungen Anlass gegeben hat. Gleichmässig wie das Münster Karls des Grossen werden auch seine Pfalzen zu Aachen, Nymwegen und Ingelheim von Geschichtschreibern und Dichtern gepriesen. In Aachen soll sich nur noch ein halbrunder Thurm erhalten haben,³ in Nymwegen eine Kapelle. Auch in Frankfurt war eine carolingische Pfalz. Fassen wir die Ueberreste in Ingelheim und in Frankfurt näher in's Auge.

Ingelheim, 4 Stunden unterhalb Mainz, auf dem sanften Vorgelände des Taunus, gegen den Rhein zu gelegen, zeigt noch die Ueberreste einer frühern Umfassung, die als ein 300 Schritt langes und 230 Schritt breites Viereck einen mit Wohnungen bedeckten, von Strassen durchschnittenen und mit einer Kirche ver-

¹ Kugler, Geschichte der Baukunst. I. p. 408, und Lübke, Geschichte der Architektur pag. 155.

² Notice de l'abbé Martin, in Caumont's Bulletin monumental. X. p. 225.

³ Nolten, Beschreibung der Münsterkirche in Aachen, nebst einem Versuch über die Lage des Palastes Karl des Grossen daselbst. p. 5.

sehenen Raum umschliesst, der noch heute, im Munde des Volkes, „der Saal“ heisst. Vorwärts der Süd- und der Westseite breitet sich das Dorf Nieder-Ingelheim aus, das zum Saale gehört. Die theilweise noch aufrecht stehende, dünne Ringmauer mit ihren schlanken Eckthürmchen und gut flankirten Eingängen, zeigt jene Befestigungsweise der kleinen pfälzischen Landstädtchen, die seit dem Anfange des XV. Jahrhunderts häufig gefunden wird. Wenn diese Ringmauer auch nichts Carolingisches aufweist, so ist es auf der andern Seite nicht unmöglich, dass sie, wie auf der Salzburg (pag. 189), den Grundmauern eines ältern Umzugs gefolgt sein könnte, besonders wenn dieser durch das Terrain, sowie hier, gut motivirt ist. Die südliche Front, von äussern Höhen beherrscht, ist die schmalste; die östliche, durch vorliegende, nasse Niederungen gedeckte, folgt dem Rand dieser letztern, sowie auch die nördliche. Am bestimtesten vorgezeichnet ist das Terrain auf der westlichen Front, vor deren Fuss der aus einem nahen Weiher nach der Salzbach ziehende Saalgraben liegt. Er bildet das Rinnsal (Cunette) des westlichen Grabens, dessen östlicher Uferrand an einzelnen Stellen die Ueberreste uralten Mauerwerks zeigt. Hier und zwar unweit der nordwestlichen, abgerundeten Ecke ist die weiteste Aussicht in's Rheingau, und es wird auch vorzüglich diese Stelle mit dem Namen des Saales bezeichnet. Bei genauer Untersuchung finden sich hier, an den Substruktionen der Ringmauer sich anlehnend, zwei tonnenförmig überwölbte Keller, von gleicher Breite, aber verschiedener Länge, und zwar unter dem v. Menden'schen Hause. Der nördliche kleinere, 21' breite quadratische Kellerraum tritt auf der westlichen Seite halbkreisförmig in den Graben hinaus; einzelne Mauervorsprünge an dem erst in der neuesten Zeit darüber erbauten Wohnhause, lassen auch die Aussenseite dieses halbkreisförmigen Hohlbaues in seinen untersten Theilen erkennen, somit einen Halbthurm, der flankirend über die alte Ringmauer hervortritt und dessen Durchmesser im Lichten 16' beträgt. Aus diesem kleinern Keller führt ein Pfortchen in den gleichbreiten längern Keller, von welchem ein gewölbter Gang weiter hinter den alten Fundamenten der Ringmauer sich fortsetzt. In diesen Kellermauern sind zwei sehr beschädigte, römisch ornamentirte Steine eingebaut. Südlich von diesem letztern Keller, und parallel mit den Substruktionen der hier abgebrochenen neuern Ringmauer, etwa 40' von ihr entfernt, stehen noch, theilweise 20—30' hoch, die Ueberreste der östlichen Front eines Gebäudes, dessen westliche auf der Ringmauer geruht haben mag. Die Ueberreste (eine Pforte, ein Kämpfergesimse, aussen an der nordöstlichen Ecke, sowie die Eckverfestigung durch regelmässig übergreifende, viereckigt zugerichtete Steine) weisen nicht sowohl auf das VIII. als vielmehr auf das XII. Jahrhundert hin, um dessen Mitte Kaiser Friedrich I. einen grossen

Umbau auf Ingelheim vornahm. Die zahlreichen zum Theil antiken Säulen, die den carolingischen Palast geschmückt, und von welchen Schöpflin noch einige Kapitäle abbilden liess, wurden weithin zerstreut, und so sind denn die dürftigen Ueberreste des obenerwähnten halbrunden Thurmes das Einzige, was uns von dem so hochberühmten Gebäude übrig bleibt; er dient zum Beweise, dass diese Pfalz befestigt gewesen.¹

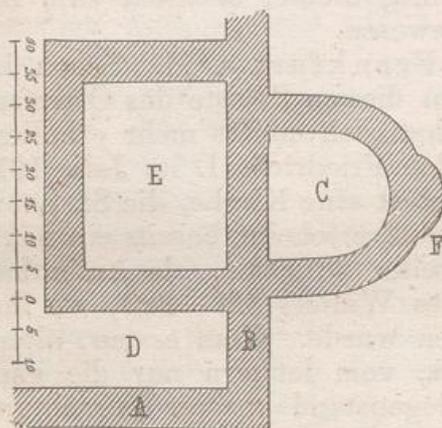
Der Palast (Saalhof) zu Frankfurt a. M. Schon im Jahr 793 feierte Karl der Grosse in diesem Palaste das Osterfest, und hielt eine Synode; von ihm hat sich nichts mehr erhalten; nur der Platz ist noch bekannt den Friedrich II. im Jahr 1219 der Bürgerschaft schenkte, um daselbst eine Kirche, die St. Leonhard's-Kirche, zu bauen. Im Jahr 822 erscheint bereits ein neuer Palast und zwar etwas Weniges weiter aufwärts, als Aufenthalt Ludwig's des Frommen während des Winters 822—823, wo ihm sein Sohn, Karl der Kahle, geboren wurde. Vom ersten, ältern Palaste hat sich gar nichts erhalten, vom letztern nur die ganz geringen Ueberreste, welche den Gegenstand unserer Betrachtung bilden.

Wenn man auf dem rechten Mainkai von der Brücke gegen das Fahrthor hinabgeht, so sieht man zur Rechten zwei grosse, im sogenannten Roccocostyle erbaute Häuser, von welchen das erstere und höhere einen kleinen Hof hat, der durch ein breites vergittertes Schaufenster vom Kai aus eingesehen werden kann, während das andere, mit dem ersten Gebäude wohl im Grundrisse, nicht aber in der Façade ein Ganzes bildend, sich an den sogenannten Rententhurm anschliesst. Durch das eben erwähnte Schaufenster sieht man einen zwei Stockwerke hohen Halbthurm, der sorgfältig verputzt und angestrichen über die Seitenwand des zuerst gedachten Gebäudes hervortritt und durch seinen Bogenfries sich auf den ersten Blick als ein älteres bauliches Denkmal erkennen lässt. Die gegen den Main gerichteten Fronten der beiden eben erwähnten neuern Häuser, bezeichnen die alte Front, das Erdgeschoss des kleinen halbrunden Thurmes aber den Unterbau eines der Befestigungsthürme des carolingischen Palastes, dessen alter Umfang noch heute den Namen des Saalhofes führt. Im Jahr 1842, wo für den Neubau des soeben erwähnten Wohnhauses, die letzten Ueberreste des Palastes Lud-

¹ Der Palast Kaiser Karl des Grossen in Ingelheim und die Bauten seiner Nachfolger daselbst. Vom K. Preussischen Hauptmann A. v. Cohausen. Mainz, 1852. Herausgegeben vom Verein zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Alterthümer; mit trefflichem Grundriss und mancher interessanten Forschung. Den über die äussere Ringmauer in den Graben hervortretenden Halbthurm vermögen wir aber nicht als den Unterbau eines Tricliniums anzusehen. Schon die merowingischen Franken sassen beim Mahle auf Bänken, die sich frei um die viereckigten Tische herumzogen, wie aus mehreren Erzählungen Gregor's von Tours, sowie auch aus den Zeichnungen des noch in die carolingischen Zeiten hinaufreichenden Planes von St. Gallen erhellt.

wig's des Frommen, bis auf jenen Halbthurm, abgebrochen wurden, bestanden dieselben: aus dem Untersatz der Ringmauer A, worauf jetzt die Front des an den Halbthurm stossenden Hauses ruht;

Fig. 83.



Der Saalhof in Frankfurt a. M.

aus dem Stück Ringmauer B, auf welchem gegenwärtig die Seitenmauer jenes Hauses ruht, und über welches der Halbthurm hervortritt; aus diesem Halbthurme C; endlich aus den Grundmauern D, eines Pfortenhauses in der Ecke der beiden ebenerwähnten Ringmauern.

Spätere An- und Umbauten aus dem X., XI. und XIII. Jahrhundert waren: unmittelbar hinter dem Halbthurm ein viereckiger, an die Ringmauer des Saalhofes gelehnter und gegen den innern Raum desselben vortretender Thurm E aus dem X. und XI. Jahrhundert; die Herrichtung des ersten

Geschosses im Halbthurm zu einer Kapelle, durch einen romanischen Einbau, und einen über die äusserste Rundung des Halbthurmes vortretenden, als Altarnische dienenden Erker F, aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts. Von allem diesem ist bis auf die zuletzt gedachte Kapelle nichts mehr vorhanden. Sorgfältige Zeichnungen und Vermessungen setzen uns aber in den Stand, über die carolingischen Ueberreste Nachfolgendes mitzutheilen,¹ auf die Details des viereckigen Thurmes aber werden wir im dritten Abschnitt zurückkommen.

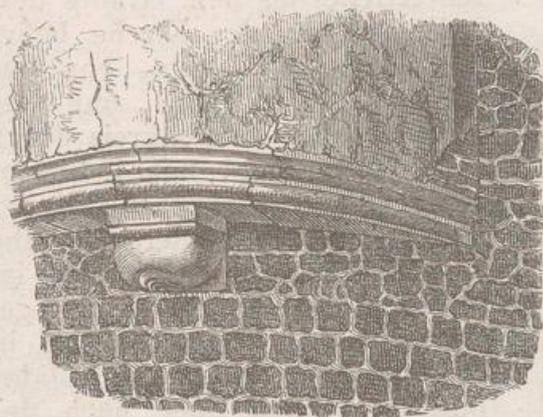
Die Entfernung von der äussern Ecke der Stadt- und der Saalhofumfassung (d. h. der Ecke des seit dem Jahr 1842 darauf gestellten Gebäudes), bis zum Anfange des Halbthurmes beträgt 21'. Die Dicke des Halbthurmes in seinem Erdgeschosse, gleich der Dicke der beiden das ebenerwähnte Eck bildenden carolingischen Ringmauern 7' (Frankfurter Maass). Im Lichten ist der Halbthurm in seinem Anschluss an die Ringmauer weit, 19' und sein innerer Raum tritt über die Ringmauer vor, 18'; er bildet somit keinen regelmässigen, sondern einen nach der Richtung seiner Achse überhöhten Halbkreis.

Der Tragstein des im Boden des ersten Geschosses über den Thurm vortretenden Erkers liegt nur 2' hoch über dem natürlichen Boden des Schoppens, der zum dort anstossenden Hause

¹ Die ältesten Bauwerke im Saalhof zu Frankfurt a. M., seine Befestigung und seine Kapelle. Im III. Hefte des Archivs für Frankfurts Geschichte und Kunst. 1844.

Nr. 126 gehört, mithin ist jener Boden künstlich erhöht, und zwar durch die Ausfüllung eines vor diesem Halbthurm und der Ringmauer befindlichen Grabens. Wir finden somit den Palast zu Frankfurt in der nämlichen Weise befestigt wie jenen zu Ingelheim. Der untere bis zum Erker hinaufreichende Theil des Halbthurmes ist gleichzeitig mit der Ringmauer, an die er sich lehnt,

Fig. 84.



Steinverband des Halbthurmes im Saalhof.

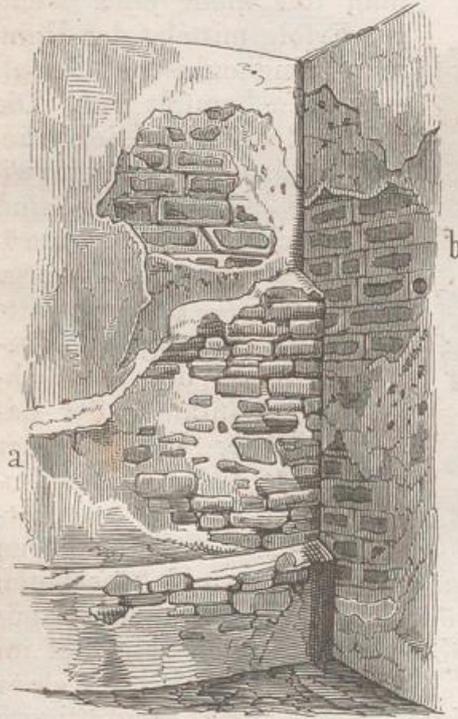
mit reichlichem Mörtel aus Bruchsteinen erbaut, welchen man mit mehr oder weniger Erfolg mittelst des Hammers eine cubische Gestalt zu geben bemüht war. Die Höhe, Breite und Dicke dieser Bruchsteine wechselt zwischen 7 und 8'', sie sind sämmtlich den Kalksteinbrüchen des nahen Mühlbergs entnommen. So roh die ganze Ausführung sich darstellt, so ist die beabsichtigte Horizontalität der Lager und der Wechsel der Stossfugen nicht zu verken-

nen. In der Höhe des Tragsteines aber, wo die Mauer zum Behufe des Erkers abgebrochen und wieder ergänzt wurde, hören die cubischen Bausteine und regelmässigen Lager und Stossfugen auf, an ihre Stelle tritt eine gewöhnliche Bruchsteinmauer mit unregelmässigen Fugen. Die alte Mauer steckt noch sehr tief im Boden; bei den Bauten des Jahrs 1842 wurde sie bis zu einer Tiefe von 10' aufgedeckt und zeigte überall jene sorgfältigere Konstruktion, nirgends aber nur die Spur eines Fundamentes.

Einen ähnlichen Steinverband, wo horizontale Lager- und wechselnde Stossfugen längerer (nicht cubischer) Bruchsteine ebenfalls noch ganz roh angestrebt wurde, zeigt der Rundbau in der Krypta der St. Michaels-Kirche zu Fulda aus der nämlichen Zeit, wie der Halbthurm des Saalhofes, erbaut im Jahr 820—822 durch den Abt Egil und zwar nach den Entwürfen des Rabanus Maurus, welcher der dortigen Klosterschule vorstand, und dem wir schon oben begegnet sind. Jene Kirche, gleichfalls eine Grabkirche, wie die Aachener und nebst dieser wohl der einzige kirchliche Bau, den man aus Karl's des Grossen und der zunächst auf ihn folgenden Zeit, noch beinahe vollkommen erhalten, mit Sicherheit diesseits der Alpen nachweisen kann, ist eine Rotunde von 42' lichtem Durchmesser, welche durch acht, im Kreise aufgestellte Säulen in einen Mittelraum und einen diesen umschliessenden ringförmigen Umgang getheilt wird. Die Säulen mit ihren den römischen Ordnungen roh nachgebildeten Kapitälern tragen

von Kapitäl zu Kapitäl gesprengte Halbkreisbogen, und über diesen den über das Dach des Umganges emporsteigenden, mit Fenstern durchbrochenen und von einer Kuppel überdeckten Mauerkörper. Im Mittelpunkt der Kirche stand die, im Anfange des vorigen Jahrhunderts abgebrochene Nachbildung des Grabes Christi zu Jerusalem, wie sich denn auch das ganze Gebäude unverkennbar

Fig. 85.



In der Krypta der St. Michaelis-Kirche zu Fulda.

als eine Nachahmung der von der heil. Helena zu Jerusalem erbauten Kirche des heil. Grabes darstellt. Unter der Kirche befindet sich eine Krypta, von der Weite der Oberkirche, nur dass hier der obere Säulenkreis durch eine ringförmige, mit 4 Bogenöffnungen durchbrochene Mauer ersetzt, und das niedere Gewölbe des Mittelraumes durch eine im Mittelpunkt aufgestellte Säule gestützt wird.¹ Der Umgang in der Krypta wurde im XI. Jahrhundert, durch quer nach der Richtung der Radien hineingebaute Scheidewauern, in mehrere Zellen getheilt. Die nebenstehende Zeichnung zeigt die Aussenseite jener ringförmigen Mauer an einer der Stellen, wo diese Quermauern des XI. Jahrhunderts sich anschliessen. Ihr Steinverband, sowie der des obern Theiles der ringförmigen Mauer, unterscheidet sich bereits von jenen

des untern, durch breit mit Mörtel ausgestrichene und mit der Kelle eingeritzte Fugen, wie wir solche in spätrömischen Denkmälern (Fig. 69) kennen gelernt haben, und in der zweiten Hälfte des X., sowie im Anfange des XI. Jahrhunderts häufig nachgeahmt finden.

Dass zur Zeit Ludwig's des Frommen und somit auch unter seinem unmittelbaren Vorgänger, die Befestigungsformen sich keineswegs nur auf Ringmauern mit vortretenden Thürmen beschränkten, sondern dass auch auf engem, scharf vorgezeichnetem Terrain, die römischen kleinern Burgen, Monopyrgien, nachgeahmt wurden, dieses erhellt aus den carolingischen Ueberresten, die Peter von Savoyen um die Mitte des XIII. Jahrhunderts bei

¹ Die St. Michaels-Kirche zu Fulda von Dr. Lange, Prof. der Architektur. 1855.

seinem grossartigen Umbau der Burg Chillon benutzte und die sich noch deutlich erkennen lassen.

Die Burg Chillon liegt in der südöstlichen Ecke des Genfersees, auf einer kleinen Felseninsel die kaum 60' von dem gegenüberstehenden, ebenfalls felsigten Ufer entfernt ist. Ihr ursprünglicher Zweck war die Sperrung der hier sehr engen, den Felsen abgewonnenen Strasse, die von Lausanne und Vevey nach den Agaunischen Pässen führt, sowie auch die Sicherung des nahen Hafens von Villeneuve und die Beherrschung der Schifffahrt auf dem obern Genfersee. Dass die Römer auf diesem, für die Sperrung der gallischen Strasse so günstigen Punkte, keinen burglichen Bau errichtet, lässt sich wohl nur durch den Umstand erklären, dass in ihren Zeiten das südliche Seeufer in anderer Weise gestaltet war, indem es sich viel weiter in's Rhonethal erstreckte; vielleicht auch dass die Felsen von Chillon erst seit den grossen Terrainveränderungen des Bergsturzes von Taurodunum aus dem Wasser hervorragten. Im Jahr 830 tragen sie bereits eine Burg, die als das Gefängniss des Abtes „Wala von Corvey“, eines der grössten Staatsmänner seiner Zeit, von den damaligen Geschichtschreibern wenn auch nicht mit Namen genannt, dennoch durch ihre Lage deutlich bezeichnet wird.¹ Im XII. Jahrhundert hatten sie die Grafen von Savoyen vom Hochstifte Sitten zu Lehen. Das Verzeichniss der Dienstmänner, welchen die Grafen die Burghut übertrugen, reicht bis in's XII. Jahrhundert hinauf. An der nordöstlichen Seite und zwar unmittelbar über dem Wasserspiegel, hebt sich ein dunkles Viereck von der hellen Ringmauer ab. Näher betrachtet zeigt es sich als das älteste Mauerwerk der Burg, auf welchem ein Theil der vom See bespülten Umfassung, mit ihren Gewölben, im XIII. Jahrhundert erbaut wurde. Der Steinverband erinnert an jenen der carolingischen Zeit, den wir soeben betrachtet, nur sind die mit dem Hammer hergerichteten viereckigten Bruchsteine etwas grösser, da die benachbarten Steinbrüche grössere Stücke geliefert. Diese Mauer, die je nach dem Profile der Felsen auf welchen sie ruht, an einzelnen Stellen in das Wasser hinabsteigt, ist wohl ein Theil des ältesten Umzugs der Burg. In ihrem innersten und zugleich obersten Hofe erhebt sich ein rechteckiger, 40' langer und 31' breiter Thurm bis zu einer Höhe von 80'; er ist mit einem einfachen Walmdache bedeckt, unter dessen Gesimse sich auf der längeren Seite 3, auf der kürzern 2 rundbogige Fenster öffnen. Dass Wala in einem hohen und unzugänglichen Thurme gesessen, sagen die Geschichtschreiber

¹ „Retruditur et elevatur in quadam, longissimo terrarum spatio, altissima et artissima specu, quo nullus esset accessus, divino agente iudicio, nisi angelicus.“ Ex vita Walaie in Pertz's Monum. Germ. II. p. 556. „Caelum et Penninas Alpes, nec non Limanium lacum cernebat.“ Ebendasselbst p. 559.

ausdrücklich.¹ In der neuern Zeit zu einem Pulvermagazin hergerichtet, mit neueingebrochenen Schlitzfenstern und vermauerten ältern Oeffnungen, endlich mit vielfachem Mörtelverputz dick

Fig. 86.



Der grosse Thurm zu Chillon.

überzogen, zeigt dieser Thurm dennoch deutlich, dass er nur aus mittlern, horizontal gelagerten Bruchsteinen, ohne Eckverfestigung, ohne irgend ein grösseres, regelmässig zugerichtetes Werkstück, und zwar in ebenso roher Weise, wie die ebenerwähnten Theile der alten Umfassung, erbaut wurde. Seine $7\frac{1}{2}'$ dicken Mauern haben eine sanfte Böschung, er verjüngt sich somit nach oben, wie die Thürme zu Turin (Fig. 76) und zu Orny (pag. 179). Der ihm zunächst gelegene Römerthurm [ist jener zu St. Tryphon, der dieselbe Verjüngung zeigt, und so mögen denn die alten Erbauer unseres Thurmes auch hier, wie überall, dem ihnen zunächst gelegenen römischen Muster gefolgt sein. Die in der anliegenden Abbildung mit einem hölzernen Gange versehene Mauer, zur Linken des Beschauers, ist ein Stück der von Peter von Savoyen erbauten innern Umfassung. Das Thor in dersel-

¹ „Non sine periculo ad eum visitandum ascendi“ . . . „Specus erat praeceps“ sagt sein Freund und Biograph Pascasius Radbert, der ihn auf Chillon besuchte, in der obengenannten Vita, bei Pertz II. p. 558.

ben ist neu eingebrochen, sowie auch das hohe und weite zur Rechten, denn das Erdgeschoss der nordwestlichen Räume der Burg dient gegenwärtig als Zeughaus, ein Theil der obern als Gefängniß und Correctionshaus. Auch aus dem XI. Jahrhundert haben sich, nach dem Zeugniß des mit den Einrichtungen des Zeughauses beauftragten Architekten, merkwürdige Spuren gefunden.¹ Die gegen den innern Hof gerichteten Wände der nordwestlichen Gebäude bildeten ehemals die nach Aussen gerichteten früherer, somit mehr gegen den Thurm sich heranziehender, wie solches ihre mit der Kelle in den Mörtel eingeritzten Fugen und die gegen den inneren Hof gerichteten Erweiterungen (Laibungen) ihrer alten Schlitz- und Fenster beweisen, sie dürften somit dem Ende des X. oder dem Anfange des XI. Jahrhunderts angehört haben.

Aus dem Anfange des IX. Jahrhunderts besitzen wir die ersten urkundlichen und ausführlichen Mittheilungen über die Einrichtung der Wohnungen und friedlichen Unterkünfte, in einem 3 $\frac{1}{2}$ ' langen und 2 $\frac{1}{2}$ ' breiten, auf Pergament gezeichneten Grundrisse auf der Bibliothek des alten Klosters St. Gallen.² Er zeigt den Entwurf, nicht nur für die Kirche und die Clausurgebäude, sondern auch für Herbergen und Krankenhäuser, Wohnungen, Schulen, Werkstätten, Stallungen, Unterkunftsräume aller Art, und für die Gärten eines grossen und reichen Klosters der damaligen Zeit, wahrscheinlich St. Gallens selbst, das damals (vom Jahr 822 bis 830) auf's Neue erbaut wurde.

Laut der darauf befindlichen Inschrift ist dieser Riss dem Abt Gotzbert gewidmet, und zwar nach der Anrede: „dulcissime fili Gotzberte“ zu schliessen, von einem in der kirchlichen Hierarchie höher Gestellten, d. h. von einem Bischof; Mabillon vermuthet, von Eginhard, der Karl des Grossen Bauten geleitet; Ildefons von Arx hält den Hofarchitekten Gerung für den Urheber des Risses. Auf jeden Fall mag er ein königlicher Baubeamter gewesen sein, denn die Verse Notkers sagen von dem erst später vollendeten Baue der Abtswohnung (Aula) ausdrücklich: „Aula palatinis perfecta est ista magistris.“

Die Mauerdicken sind auf dem Grundrisse nicht angegeben, die verschiedenen Räume aber nach dem nämlichen Maasstabe aufgetragen, der übrigens fehlt, aber in Gemässheit einiger im Innern der Kirche beigesetzten Cotirungen leicht zu fertigen ist. Der Zweck eines jeden Gebäudes wird durch eine beige-setzte metrische Aufschrift erklärt. Wir wenden uns hier nur allein den Wohngebäuden und Unterkunftsräumen zu.

Die ganze klösterliche Anlage bildet ein Rechteck von un-

¹ Chillon, Etude Historique par S. Vulliemin. Paris et Lausanne, Bridel, 1855. p. 329.

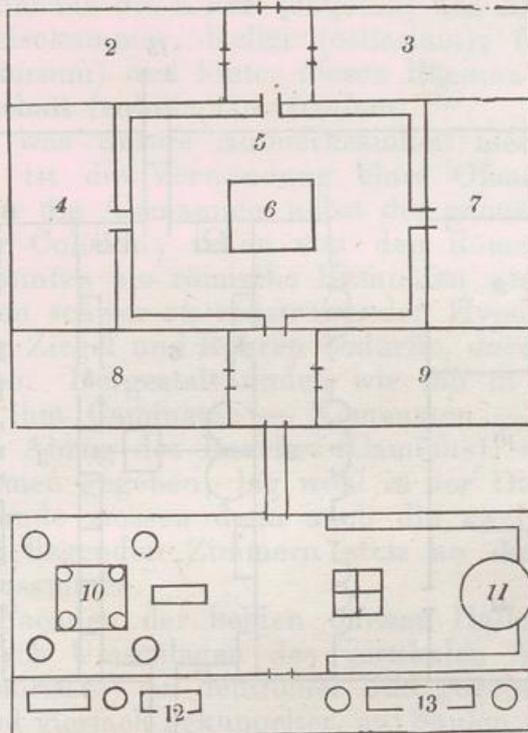
² Bauriss des Klosters St. Gallen, v. J. 820, im Facsimile herausgegeben und erläutert von Ferdinand Keller. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller.

gefähr 430' Länge und 300' Breite. Die verschiedenen, in ihrem Grundrisse rechteckigten Wohn- und Unterkunftsgebäude, durch gerade Gassen von einander getrennt, haben meistens nur ein einziges Stockwerk. Als zweistöckig werden bezeichnet: das Schreibzimmer, die Bibliothek, die Sakristei, die den grossen Kreuzgang auf drei Seiten umschliessenden Gebäude der Clausur, die Wohnung des Abtes und zwei Ställe. In der Mitte der Anlage steht, von Ost nach West gerichtet, die Kirche mit der auf ihrer Südseite angebauten Clausur, theilweise durch eine Hecke von den übrigen Gebäuden getrennt. Auf der Nordseite befinden sich: das Gasthaus für Vornehme, die äussere Schule, die Abtswohnung, die Wohnung der Aerzte; auf der Ostseite: das Krankenhaus und die Novizenschule mit ihrer Kirche, der Begräbnissplatz und zwei Gärten; auf der Südseite: das Gasthaus für Arme und Pilger, die Arbeitshäuser der Künstler, Handwerker und Knechte. Es ist dieses ein uralter Gebrauch, für die verschiedenen Dienstzwecke besondere Gebäude zu errichten, statt deren mehrere unter einem und dem nämlichen Dach zu vereinigen. Wir begegnen ihm bei grössern burglichen Anlagen bis in's XIII. und XIV. Jahrhundert hinein. Wohl der grössere Theil der hier aufgezählten Gebäude mag von Holz gewesen sein, oder von Flechtwerk mit Lehm (*opus cratitium*) über einem kniehohen steinernen Sockel, wie es die Alemannen schon vor den Zügen des Julian (in der zweiten Hälfte des IV. Jahrhunderts) von den Römern gelernt hatten. Wir betrachten zuvörderst eines der einfachern Gebäude.

Das Gasthaus für Arme und Pilger. Es hat auf dem Plane die Aufschrift: „*Hic peregrinorum laetetur turba recepta.*“ Das Haus ist 60' lang und nicht ganz 50' breit, die östliche Langseite gegen die Clausur, die nördliche Schmalseite gegen die südliche Seite der Kirche gerichtet. Die Mitte des innern Raumes nimmt ein etwa 35' langes und 25' breites Gemach „*peregrinorum et pauperum*“ ein, um welches sich auf der vordern (östlichen) Front und zwar zur Rechten und Linken eines kleinern Vorgemaches zwei Kammern für die Knechte, auf den beiden Schmalseiten zwei Schlafkammern, auf der Westseite endlich, wie auf der Ostseite, abermals ein Vorgemach, zwischen zwei Vorrathsräumen herumziehen. Die Thüren des mittlern Gemaches öffnen sich, auf den Langseiten, nach den beiden Vorgemächern, auf den kürzern, nach den beiden Schlafkammern, die keine andere Thüre haben. Es erhält das nöthige Licht durch eine, oberhalb seiner Mitte, im Dache befindliche, 10' lange und 8' breite Oeffnung, welche zugleich auch den Abzug des Rauches gestattete, denn unmittelbar unter dieser Oeffnung befand sich die Feuerstelle. Eine Anordnung, die sich, namentlich in England, wo man grosse und hohe Hallen liebt, bis in unsere Tage hin und wieder erhalten hat. Gegen den Regen wurde dieser viereckigte Raum

durch ein kleineres Dach geschützt, das sich auf vier in den Ecken der Oeffnung befindlichen Pfosten über das grössere erhob und dessen Flächen mit diesem letztern parallel waren: da-

Fig. 87.



Gasthaus für Arme und Pilger

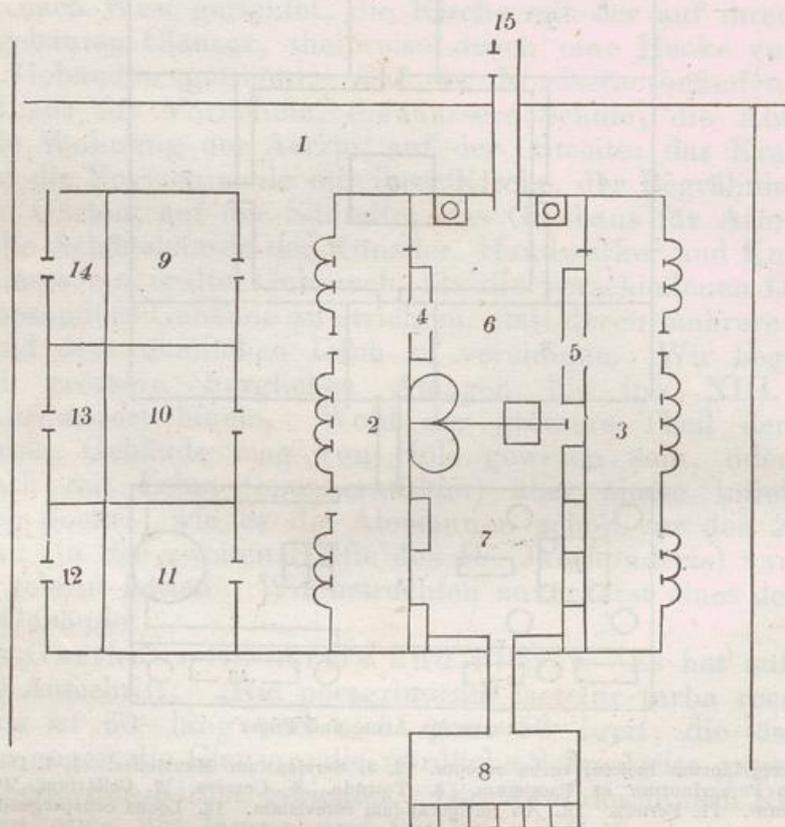
1. Hic peregrinorum laetetur turba recepta. 2. 3. Servientium Mansiones. 4. 7. Dormitorium. 5. Mansio Peregrinorum et Pauperum. 6. Testudo. 8. Camera. 9. Cellarium. 10. Bracitorium. 11. Fornax. 12. Ad refrigerandam cerevisiam. 13. Locus conspergendi.

her der Name Schirmdach „testudo“ für die gesammte Anstalt, die wir füglich mit dem Namen „Dachfenster“ bezeichnen können. Ueberall, wo ein solches Dachfenster vorkommt, konnte das darunter befindliche Gemach keine horizontale Decke haben; die Decke wurde dort unmittelbar durch das Sparrenwerk und die Bretterverschalung gebildet, worauf man die hölzernen Dachschindeln nagelte. Aus demselben Grunde erscheinen denn auch diese Dachfenster nur bei solchen Gebäuden, die aus einem einzigen (Erd-) Geschoße bestehen. Rings um das Gemach läuft eine hölzerne, nur durch die vier Thüren unterbrochene Bank. In einem besondern, gleichlangen, aber schmälern Hause befindet sich die zu diesem Gasthause gehörige Bäckerei und Brauerei, erstere mit einem grossen Backofen (fornax) mit Mulden, Seitenbänken oder Tischen, letztere mit den nöthigen Oefen, Kesseln und einem Tische. In einem abgesonderten Raume wird das

Mehl genetzt und gesäuert (*locus conspergendi*), auch sind daselbst die Kühlgefäße der Brauer (*ad refrigerandam cerevisiam*) aufgestellt.

Der Hof, *aula*. Der Hof des Abtes, auch „*palatium*“ genannt, ausserhalb der Clausur, ist ringsum mit einem Zaun umgeben (*saepibus in gyrum ductis sic cingitur aula*) und besteht

Fig. 88.



Der Hof des Abtes.

1. *Saepibus in gyrum ductis sic cingitur aula*. 2. *Porticus arcubus lucida*. 3. *Porticus similis*. 4, 5. *Sedilia*. 6. *Mansio abbatis et solarium*. 7. *Dormitorium, supra camerae*. 8. *Requisitum naturae*. 9. *Coquina*. 10. *Cellarium*. 11. *Balneatorium*. 12, 13, 14. *Cubilia famulantium*. 15. *Ad ecclesiam ingressus*.

aus zwei getrennten Gebäuden, deren eines für den Abt, das andere für die Dienerschaft. Das erste Gebäude enthält zwei Stockwerke und hat auf der Ost- und der Westseite eine offene Halle (*porticus arcubus lucida* und *porticus similis*). Beide Stockwerke sind in zwei Zimmer abgetheilt; das untere, vordere (südliche, gegen die Nordseite der Kirche gerichtete) ist das Wohnzimmer des Abtes (*mansio Abbatis*) mit Bänken (*sedilia*), einem Ofen, zwei mit Schnitzwerk verzierten Schränken (*toregmata*) und einem bedeckten Eingang nach der Kirche (*ingressus ad ecclesiam*). Das hinter demselben gelegene Zimmer (*dormitorium*) enthält acht Schlafstellen (*lecti hic*), eine Bank, einen Ofen und einen Gang

nach den, vom Hause getrennten, Abtritten (*requisitum naturae*). Im obern Stockwerke liegen über dem Wohnzimmer des Abtes, ein Saal (*solarium*), über dem Schlafzimmer aber einige Kammern (*supra camerae*). Die Benediktinerregel erheischt für die Abtswohnung, sowie für die Gasthäuser, besondere Küchen, um jene in der Clausur nicht brauchen zu müssen; so enthält denn auch das Gesindehaus die Küche (*coquina*) des Abtes, neben derselben eine Speisekammer, Keller (*cellarium*); ferner ein Badezimmer (*balneatorium*) und hinter diesen Räumen drei Kammern für die Dienerschaft (*cubilia famulantium*).

Das Erste was unsere Aufmerksamkeit hier näher in Anspruch nimmt, ist die Verwendung eines Ofens zur Heizung. Backöfen hatten die Alemannen nebst der ganzen innern Hauseinrichtung der Colonen, schon von den Römern kennen gelernt,¹ auch kannten sie römische Brennöfen verschiedener Art. Es lag nahe, den schwer zu construirenden Hypokaust, der noch dazu gebrannter Ziegel und Röhren bedurfte, durch einen solchen Ofen zu ersetzen. Dergestalt finden wir ihn in den Ecken der Zimmer, nach ihm *Caminatae* — *Kemenaten* — genannt. Der Schlott für den Abzug des Rauches (*Caminus*), der der ganzen Anstalt den Namen gegeben, lag wohl in der Dicke der Mauer, aus diesem Grunde stossen denn auch die zwei Oefen in zwei neben einander liegenden Zimmern stets an der gemeinschaftlichen Mauer zusammen.

Von den Façaden der beiden offenen Hallen hat der alte Baumeister (durch Umschlagen des vertikalen Aufrisses in die Ebene des Grundrisses) ein deutliches Bild gegeben. Drei Gruppen, dreifach und vierfach gekuppelter, auf Säulen ruhender Rundbögen, erinnern an die offenen Hallen der spätrömischen Zeit. Der Umstand, dass sich auf jedem der beiden Zwischenräume zwischen jenen Gruppen eine Thüre öffnet, beweist, dass die Säulen dieser letztern nicht auf dem ebenen Boden, sondern auf einer Brustmauer geruht. Eine Einrichtung, die wir auch bei dem Kreuzgange in der Clausur finden. Die Bögen der Halle zeigen, dass der Bau in Stein ausgeführt war. Die Treppe in's obere Stockwerk lag nicht in einem der Zimmer, sondern wohl aussen in einer der Hallen.

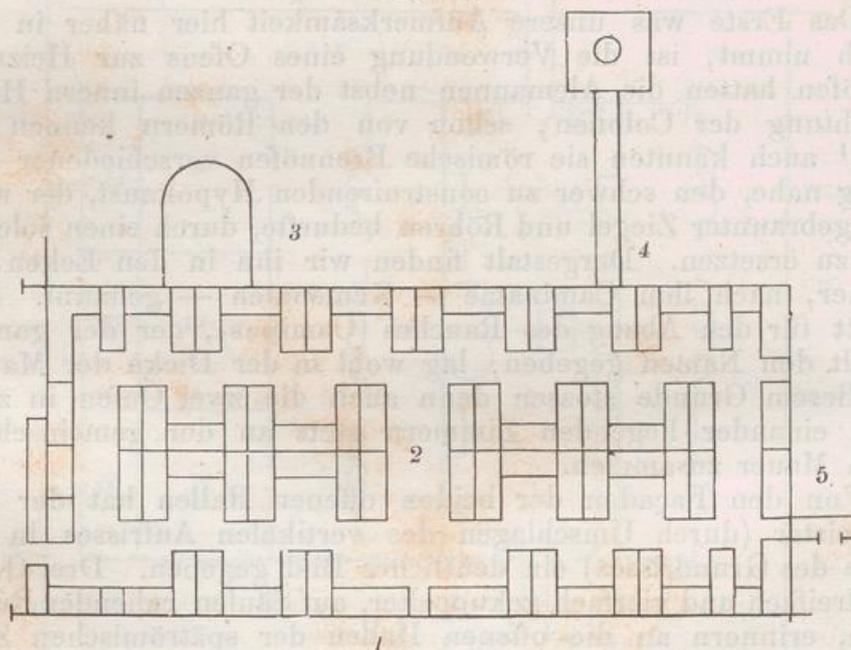
Der Schlafsaal in der Clausur. Wie schon oben bemerkt worden, ziehen sich die Gebäude der Clausur auf den drei Seiten des quadratischen, mit seiner vierten an die Südseite der Kirche gelehnten Kreuzganges hin. Die Westseite nimmt das Keller- und Vorrathshaus ein (den Keller bildet das Erdgeschoss); die Nordseite der Kirche gegenüber, das Refectorium mit dem darüber befindlichen Gewandsaal (*Vestiarium*); die Ostseite der Schlafsaal der Mönche (*Dormitorium*), darunter im Erdge-

¹ Mone, Urgeschichte des badischen Landes. I. p. 74 u. 83.

schosse ihr gewöhnlicher, heizbarer Aufenthalt während des Tages. Dieses letztere Gebäude fassen wir hier näher in's Auge.

Die davor hinziehende Seite des Kreuzganges ist in der Zeichnung mit einer Inschrift versehen, welche sagt, dass das an diese Halle anstossende Haus durch einen „Ofen“ erwärmt werde (*porticus ante domum stet haec fornace calentem*), somit denn auch die beiden Stockwerke desselben, der hier mit den einzelnen Bettstellen gezeichnete Schlafsaal und das als gewöhnlicher Auf-

Fig. 89.



Der Schlafsaal in der Clausur.

1. Porticus ante domum stet haec fornace calentem. 2. Subtus calefactoria domus supra dormitorium.
3. Caminus ad calefaciendum. 4. Evaporatio fumi. 5. Egressus de pisale.

enthalt dienende Erdgeschoss (*subtus calefactoria domus, supra dormitorium*). Die nischenartig in die Wand eingelassene Feuerstelle eines Kamins (*caminus ad calefaciendum*) ist (wie den Porticus an der Abtswohnung) in der Seitenansicht dargestellt, ebenso auch weiter rechts der senkrechte Rauchfang (*evaporatio fumi*). Dass die Feuerstelle des Kamines sich im Erdgeschosse befunden, erhellt aus der soeben gegebenen Aufschrift des Kreuzganges, dass aber der obere Theil des Schlottes sich über das erste Stockwerk erhob, erhellt aus der Zeichnung; die Verbindung zwischen ihm und der Feuerstelle geschah somit durch ein schräg ansteigendes (geschleiftes) Mittelstück, das sich von der tiefer gelegenen Feuerstelle nach dem senkrechten Theile des Schlottes in der Mauerdicke hinzog, und in dieser Weise auch als Wärmröhre für das Dormitorium diente. Aehnliche Kamine mit geschleiftten Rauchfängen finden wir im Hause der innern Schule

und im Krankenhause, und zwar in grossen Gemächern und Sälen, die noch überdiess durch das Wort: „pissalis“ (Ofen) als heizbar bezeichnet sind.

Die Heizungsanstalt der Kamine kömmt bereits schon gegen das Ende des VI. Jahrhunderts (im Jahr 584) urkundlich vor,¹ hier auf unserm Grundrisse zum ersten Mal bildlich; in baulichen Ueberresten, die bis in's IX. Jahrhundert hinauf reichen, nirgends; ebenso wenig in römischen. Das Wort „caminus“ aber ist römisch und bezeichnet eine enge, mit einem weitem Raum in Verbindung stehende Röhre, für den Luftzug zur Erhaltung und Vermehrung der Flamme, so z. B. beim Kohlenbrennen,² oder auch eine in der Mauerdicke befindliche Wärmeröhre für die Heizung der Gemächer. Vitruv hat das Wort nirgends, wohl der beste Beweis dass es keineswegs eine besondere, für sich bestehende Heizanstalt dieses Namens gegeben hat.³ In derselben Art wie die Alemannen und Franken den römischen Brenn- oder Backofen zum Heizofen hergerichtet, richteten sie auch eine in der Mauerdicke befindliche Wärmeröhre, unter Belassung ihres alten Namens (Caminus), dadurch zu einer neuen Heizanstalt her, dass sie den Anfang der Röhre statt in das unter dem Fussboden liegende Hypokaust, in einen oberhalb des Fussbodens liegenden erweiterten, gegen das Gemach offenen Raum, das andere vertikale Ende der in die Höhe steigenden Röhre hingegen in's Freie ausmünden liessen. So wurden denn, beim Ofen wie beim Kamine, einzelne von den Römern überkommene Theile zu einem neuen Ganzen verbunden. Diese beiden Heizungsanstalten sind das erste Rein-Germanische, dem wir in der Geschichte der Baukunst begegnen, und zwar entstanden sie nur aus dem materiellen Bedürfniss. Dass von beiden aus den frühern Jahrhunderten keine baulichen Ueberreste auf uns gekommen sind, wird Jenen nicht wundern, der die Seltenheit und die Dürftigkeit so alter Denkmäler kennt. Merkwürdig ist ferner, dass auf unserm Plane die Worte „fornax“ und „caminus“ für einen und denselben Gegenstand gebraucht werden, während doch die gleichzeitige Zeichnung einen bedeutenden Unterschied nachweist; so unbestimmt ist die technische Terminologie und somit auch jede schriftliche Aufzeichnung über technische Gegenstände in jenen frühen Jahrhunderten. Auf unserm Plane werden ferner einige wohldurchwärmte Gemächer mit dem Namen „pissalis“ bezeichnet,

¹ Bei Bréquigny 1. 79. Im Jahr 816 bei Neugart 1. 158.

² Plinius sagt von den Kohlenmeilern: sie werden mit Lehm bedeckt (luto caminantur), dass sie wie ein Rauchfang aussehen. (Pl. hist. nat. XVI. 6. §. 8.)

³ Wenn Sueton Vit. Vitellii 8. ausdrücklich sagt: flagrante triclinio ex conceptu camini, so heisst dieses wohl nichts anderes, als dass der Speisesaal durch eine (wahrscheinlich gesprungene) Wärmeröhre in Brand gesetzt wurde.

so ein, südlich des Dormitoriums, zum Baden und zum Waschen bestimmtes. Das Wort „pissalis“ hängt mit dem Worte Phisel, einer deutschen Bezeichnung des Ofens, zusammen. Von Fortschritten in der Technik des Maurers zeugen ferner die steinernen Wendeltreppen (*ascensus per coqueam*) der beiden runden Thürme, wahrscheinlich Glockenthürme, die mit der Kirche noch nicht in Verbindung stehen. Die Treppen in das obere Stockwerk der Gebäude, die sich nicht an die Kirche anlehnten und die keine besondere Vorhalle oder Kreuzgang hatten, lagen im Freien. Dieses ist was uns der Plan von St. Gallen über die Technik, die Anordnung und die innere Einrichtung der Wohngebäude des IX. Jahrhunderts berichtet.

Die centralisirende Kraft Karl's des Grossen vererbte sich nach seinem Tode nicht weiter. Seine grossen Anstalten des Gränzschutzes zerfielen. Wir finden Aufzeichnungen dass Ludwig der Fromme — in den Zeiten der so häufigen normannischen Einbrüche — die Steine römischer Städteumfassungen bisweilen der Kirche geschenkt hat, wie z. B. in Rheims.¹ Mit den Kriegen gegen seine Söhne aber beginnt der gänzliche Verfall der königlichen Macht gegenüber den Grossen, sowie das Lehenwesen, das sich in Frankreich und in Deutschland in verschiedener Weise entwickelt hat.

In Frankreich, wo die Grossen gleich anfänglich durch grössern Grundbesitz, bald darauf durch Aemter allmählig empor kamen, waren sie, zur Vermehrung ihrer Macht, auf Werbung unter den Gemeinfreien, und somit auf die Ertheilung von Lehen an dieselben, schon sehr frühe angewiesen; desshalb erscheinen dort die kleinern After-Lehenträger gleichzeitig neben den grossen. In Deutschland standen, selbst während der momentanen Unterdrückung der Volksherzoge, immer noch mächtige, alte, eingeborne Herrengeschlechter an der Spitze der einzelnen Stämme; sie hatten ihr altgermanisches Dienstgefolge und bedurften keines neugeworbenen Lehengefolges. Während daher in Frankreich Karl der Kahle jedem freien Manne (i. J. 847) befahl, sich ihn oder einen der Grossen, welchen er wolle, zum Lehensherrn zu wählen, und somit sein ganzes Reich in unmittelbare oder mittelbare Lehen eintheilte, wurde in Deutschland der Lehenverband, als die angeborne Freiheit beschränkend, von Vielen gemieden. Noch gegen das Ende des IX. Jahrhunderts zog sich der alte Welf groß-

¹ Flodoard, Geschichte der Kirche zu Rheims. K. Ludwig schenkte ihr auch bald darauf seinen Baumeister Rumold. Es ist dieses das erste Mal, dass ein Laie als Baumeister bezeichnet wird. Dass K. Ludwig auch die Ringmauern von Frankfurt der Kirche geschenkt, wie der Mönch von St. Gallen berichtet, widerspricht allen Verhältnissen, denn damals waren jene Ringmauern ganz neu, und somit nicht aus behauenen Werkstücken erbaut, um die es bei derartigen Schenkungen hauptsächlich zu thun war, endlich beruht die ganze Nachricht auf einer corrumpten Stelle der Handschrift.

lend auf einen Theil seines „Eigen“ zurück, weil sein Sohn von K. Arnulf Lehen genommen. In Frankreich trieben die ununterbrochenen Verheerungen der Normannen die Gemeinfreien den Grossen als Lehensleute und öfters als Hörige zu. In Deutschland wirkten ähnliche Motive durch die Ungarn, aber erst später und nicht in dem Maasse wie dort. In Frankreich wucherte die Uebermacht der Grossen während des ganzen X. Jahrhunderts, in den folgenden aber unterlag sie allmählig dem Königthum. In Deutschland waren die Grossen geringer an Zahl und desshalb, sowie auch als Häupter der verschiedenen Volksstämme, mächtiger; wenn auch durch die kräftigen Kaiser des sächsischen und des fränkischen Stammes anfänglich niedergehalten, erhoben sie sich in der Folge allmählig zur Landeshoheit, wozu denn freilich noch andere Verhältnisse halfen.

Die in beiden Ländern verschiedene Entwicklung des Lehenwesens stellt sich auch in ihren burglichen Bauten dar. In Frankreich traten die rein militärischen Motive des Staates schnell in den Hintergrund, dafür erhoben sich befestigte Wohnsitze nicht nur der grossen, sondern auch der geringern Lehensträger, ungemein schnell und zahlreich in allen Provinzen des Landes. In dem kleinen Rayon von 10 Stunden zählt ein gründlicher französischer Forscher deren über 60, wobei er bemerkt, dass dieses in jenem engen Raume noch bei weitem nicht alle seien.¹ Schon im Jahr 847 musste Karl der Kahle ein Capitulare gegen die aus den Burgen verübten Räubereien und Plünderungen erlassen. Im Jahr 864 befahl er, jede ohne seine Erlaubniss erbaute Burg sofort niederzureissen, einen Befehl, den er noch im Jahr seines Todes, 877, erfolglos wiederholte. Sein Sohn, Ludwig der Stammer, endlich gab Jedem anheim, für die eigene Sicherheit Sorge zu tragen. Anfänglich waren die Burgen nur in Holz ausgeführt und bestanden oft nur aus einem einzigen Thurme von mässiger Grösse. Im XI. und XII. Jahrhundert wurden sie bereits, aber nur von den Reichern und Mächtigen, in Stein erbaut, die kleinen Lehensträger bauten schon keine Burgen mehr. Im Laufe des XIII. hört der Bau neuer Burgen beinahe gänzlich auf, man erweiterte und verschönerte die alten durch die nunmehr reichern Mittel der Baukunst. In Deutschland gab es im IX. Jahrhundert wenige Burgen und nur für rein militärische Zwecke des Staates; als befestigte Sitze mächtiger Herrengeschlechter beginnen sie eigentlich erst mit dem X. Jahrhundert; die kleinern Lehensträger und Dienstmannen bauten noch keine. Der Mangel an befestigten Punkten wurde bei den Einfällen der Ungarn, d. h. erst seit dem Anfange des X. Jahrhunderts gefühlt, und K. Heinrich I. suchte ihm abzuhelpen,

¹ M. d. Caumont, Cours d'Antiquités monumentales. V. Partie, Moyen âge, Architectures militaire et civile. 1835. Paris. pag. 139.

aber auch nach dieser Vermehrung der Burgen wurde nur deren Hut der Dienstmansschaft als Lehen übertragen, sie gehörten noch immer dem König oder den grössern Landherrn, welche sich, beim Aufhören der Gauverfassung, nach ihnen nannten. Erst mit dem Untergange der Stauer im XIII. Jahrhundert beginnen in Deutschland die zahlreichen Burgen des kleinen Adels, und zwar in der nämlichen Zeit, wo man in Frankreich aufhörte, neue Burgen zu bauen. Betrachten wir nunmehr das Wenige was Aufzeichnungen und Denkmäler uns von den einzelnen Burgen aus dem Schlusse des vorliegenden Zeitraumes berichten.

In Frankreich erbaute Bischof Herivaeus in Rheims, um die Mitte des IX. Jahrhunderts, eine Burg im Dorfe Courcy und eine andere in Epernay sur Marne. Im Jahr 892 eroberten die Normannen eine neuerbaute Burg in den Ardennen, wohin sehr vieles Volk sich geflüchtet hatte. Die, wenn auch erst im XI. Jahrhundert verfasste, Beschreibung der aus dem Anfange des X. Jahrhunderts herrührenden Burg zu Merchem (zwischen Dixmünde und Ypern) sagt Folgendes: „Es ist der Gebrauch der Reichen und Adeligen, weil sie dem Raub und dem Morde nachziehen, für ihren Schutz und die Unterdrückung der Geringern, einen Hügel aus Erde möglichst hoch aufzubauen, ihn an seinem Fusse mit einem breiten und tiefen Graben zu umschliessen, und an seinem innern Rande eine starke Palisadenwand, in der Art einer Mauer, dort wo es angeht mit Thürmen, zu errichten, in der Mitte dieses Umzuges, oben auf dem Hügel, aber ein Haus, oder eine weitschauende Burg zu erbauen, und zwar in der Art, dass man zu ihrer Pforte nur auf einer Brücke gelangen kann, die am äussern Grabenrande beginnend, den Graben überschreitet und auf doppelte oder auch dreifache Joche gestützt, den Hügel hinauf führt.“¹ Wir sehen hier ein thurmartiges, weithin schauendes Wohnhaus auf einer dominirenden (hier künstlich angeschütteten) Höhe, innerhalb einer vorliegenden, nach allen Seiten geschlossenen

¹ Mos est namque ditoribus quibusque regionis hujus hominibus et nobilioribus, eo quod maxime inimicitii vacare soleant exercendis et caedibus, ut ab hostibus eo modo maneant tutiores, et potentia majore vel vincant pares, vel vinciant inferiores, terrae aggerem, quantae praevalent celsitudinis congregere eique fossam quam late patentem, multamque profunditatis altitudinem habentem circumfodere, et supremam ejusdem aggeris crepidinem, vallo ex lignis tabulis firmissime compacto, undique vice muri circummunire, turribusque secundum quod possibile fuerit, per gyrum dispositis intra vallum domum, vel quae cuncta despiciat arcem in medio aedificare, ita videlicet ut porta ipsius villa non nisi per pontem valeat adiri, qui ab exteriori labro fossae primum exoriens, est in processu paulatim elevatus, columnisque binis vel etiam trinis, altrinsecus per congrua spatia suffixis innixus, eo ascendendi moderamine per transversum fossae consurgit, ut supremam aggeris superficiem coaequando, oram extremi marginis ejus et in ea parte limen prima fronte contingat.

Bouquet. t. XIV. p. 239 seq. — Acta sanctorum Bollandiana. t. II. p. 779.

Umfassung, somit die treue Nachbildung einer gallorömischen Städteburg, wie wir eine solche in Jublains kennen gelernt haben. Der hohe Werth, den jene frühe und rohe Zeit auf den Vortheil der Ueberhöhung gelegt hat, geht daraus hervor, dass man auch auf ebenem Terrain eine solche Ueberhöhung durch die künstliche Anschüttung eines Hügels bewirkte. Dem entsprechend ist ferner die Führung des Weges, nicht unmittelbar auf der natürlichen Böschung des Hügels, sondern auf einer hölzernen, rampenartigen Brücke, die man in ihren obersten Theilen leicht abwerfen konnte. Wo das Terrain von Natur aus die Ueberhöhung gestattete, bedurfte man eines solchen künstlichen Hügels nicht, und begnügte sich mit einer vorgelegten, möglichst starken Umfassung, innerhalb welcher sich der Wohnturm erhob.¹ Das merkwürdigste Denkmal einer Befestigung der erstern Art zeigt die um ein ganzes Jahrhundert jüngere Tapete von Bayeux, wo sie die Uebergabe von Dinan an Wilhelm den Eroberer darstellt. Spuren, nicht Ueberreste, solcher Burgen (sie waren sämmtlich von Holz), einen 30 bis 40' hohen, isolirten, künstlich aufgeschütteten Hügel mit Wall und Graben um seinen Fuss, und der Raum (bisweilen auch die steinernen Fundamente) des meist viereckigten Wohnturmes, finden sich, wie wir bereits oben erwähnt, in Frankreich in Menge, auch die Namen dieser Burgen haben sich in den dabei liegenden Ortschaften erhalten. Die hölzerne rampenförmige Brücke ist vielleicht erst im Anfange des XI. Jahrhunderts als Verstärkung dazu gekommen. Der Wohnturm hiess „Donjon“ (Donjonus), der von der äussern Umfassung umschlossene Raum, „Ballium“, daher auch der Burgvogt in der französisch-normannischen Sprache „Bailli“, der künstliche Hügel aber „Motte.“ Für alle diese Werke haben wir keine deutschen Benennungen, weil diese ganze Befestigungsweise uns fremd ist. Ueber die innere Einrichtung eines solchen Wohnturmes finden wir in der Beschreibung der Wunder des heiligen Benedikt von Aniane folgende sehr lehrreiche Details: „Das Wohnhaus war ein hölzerner Thurm, denn der Besitzer war reich und aus den Vornehmen des Castrum Castellio (der Stadt Châtillon sur Loire in Burgund), der Thurm hatte zu oberst einen Saal, welchen Seguinus, der Besitzer, mit seiner Familie bewohnte. Unterhalb des Saales befand sich die Vorrathskammer mit den verschiedenen Schreinen für die Aufbewahrung des nöthigen Lebensbedarfes. Den Boden des Saales bildeten aber, wie gewöhnlich, nur leicht befestigte Bretter von geringer Dicke, aber grösserer Länge als Breite.“ Als ihn der Heilige mit Predigen anging, brach Seguinus in Schmähungen aus, dabei trat er auf das eine Ende

¹ On trouve en Anjou, en Touraine, en Poitou, en Saintonge, en Bretagne etc. un grand nombre d'emplacements de châteaux qui peuvent se rapporter à ces deux types. Caumont, l. c. pag. 140.

eines solchen Bodenbrettes, dieses schnappte um, und Seguinus fuhr plötzlich in die untere Vorrathskammer hinab, wie ein Keil zwischen zwei dort befindliche Schränke sich ein-klemmend.¹

In Deutschland wurden, wie wir schon oben bemerkt, während der carolingischen Zeit die wenigen Burgen nach rein militärischen Motiven für die Zwecke der gemeinsamen Kriegsführung oder des Gränzschutzes erbaut.² Erbliche Burgen grosser Geschlechter beginnen erst mit dem Anfang des X. Jahrhunderts. Die wichtigsten Mittheilungen darüber geben Eckenhard IV. von St. Gallen³ und die Annales Alamannici, bei Gelegenheit der Erzählung des Unterganges der Kammerboten (i. J. 914—916). Sie nennen die Burg Hohentwiel als deren gemeinsamen Wohnsitz, die Burg Stammheim, die sie neu erbaut, die Burg Diepoldsburg (wahrscheinlich das heutige Schrotzburg oberhalb Böhlingen in der Höri), wo Bertha, die Gemahlin Erchangers, wohnte, sowie endlich die Burg Onfridinga (wahrscheinlich Opferdingen, am Fusse des Randen), somit vier, einem einzigen Geschlechte gehörige Burgen in dem Umkreise von wenigen Stunden, was eine nicht ganz geringe Anzahl ähnlicher Burgen im übrigen Deutschland vermuthen lässt. Ueber die ersten Anfänge befestigter Wohnungen findet sich unter den Lorscher Urkunden, a. a. O. 836. Nr. 2337 eine lehrreiche Stelle, wo es heisst: „Mansus indominitatus cum solario lapideo et casa lignea.“ Die Worte „Mansus indominitatus“ bezeichnen ein nicht zu Lehen gegebenes, sondern vom Besitzer angebautes Gut; „casa lignea“ ein hölzernes Wohnhaus, das Wort „Solarium“ einen zu oberst über andern Gemächern befindlichen Raum, der Beisatz „la-

¹ Erat autem ipsa domus lignea turris, quippe vir potens erat ex nobilioribus indigenis ejusdem castris (dieses wird vorher Castellio genannt jetzt Chatillon sur Loire in Burgund) . . Turris ergo illa in superioribus suis solarium habebat, ubi idem Seguinus cum sua manebat familia — —; porro in ejus inferioribus habebatur cellarium, diversi generis retinens apothecas ad recipienda et conservanda humani victus necessaria idoneas. Solarium vero pavimentum, ut moris est, compactum erat dolatilibus trabeculis, quae parum quidem habebant spissitudinis, sed aliquantum latitudinis, plurimum autem longitudinis. — Haec (Seguinus) loquebatur stans in summo unius trabeculae, quibus, ut diximus, solarium pavimentum constitit; quae vix venenato evomuerat ore, cum trabeculae, cui pedibus insistebat, caput ruit, sublata in altum altera ejus extremitate, ille vero deorsum capite corruens, tali lapsus est casu, ut caput ejus inter duas arcas, quae in cellarium, quod subesse solarium diximus, erant, infigeretur, instar cunei ligno impacti reliquo corpore super unam earum arcarum rejecto.

Miracula St. Benedicti a Rudolfo Tartario sub fine saec. XI. descript. c. 16. (Mabillon. Act. Sanct. V, p. 410.) Der heil. Benedict von Aniane † 821.

² Als solche Burgen werden genannt: Castellum Pingunium (Bingen) 832; Hamburg 847; Aachen (Novum Castellum) 844; Castellum quod vocatur Bopardo 851; Mosaburg 879; Durvos (Dovern bei Heusden) 898; Civitas Wilemburg (Weilburg) 913; Werlaha, Meppen, Soest, Essen 930, u. a. m.

³ Pertz Monum. Germ. II. 105.

„pideum“ sagt, dass er von Stein erbaut war, da man aber über ein hölzernes Erdgeschoss ein steinernes nicht gut errichten kann, so bezeichnen im vorliegenden Falle die Worte „solarium lapideum“ wohl einen steinernen Thurm; dass er kein Wohnthurm gewesen, wie die französischen, dürfte daraus erhellen, dass er neben dem hölzernen Wohnhause stand. Wir haben hier somit ein besonderes (hölzernes) Wohnhaus neben einem steinernen Thurm; eine Anordnung, welcher die römischen Monopyrgien in den deutschen Provinzen als Vorbild gedient haben mögen. Diese Vermuthung beruht allerdings nur auf einer einzigen Stelle, sie wird aber durch die ältesten burglichen Denkmäler in Deutschland, die wir im folgenden Abschnitte bringen, bestätigt, und zwar so, dass jene ältesten Burgen sich entweder als Wiederherstellungen, oder als treue Nachbildung der zunächst gelegenen römischen nachweisen lassen. Für jetzt ist es unmöglich, jede einzelne belehrende Stelle aus den vielen alten Aufzeichnungen hier einzureihen. Wissenschaftlich Forschende, auf die militärische und fortificatorische Entwicklung aufmerksam gemacht, werden bei der Durchmusterung schriftlicher Aufzeichnungen gar Vieles finden, was man bisher übersehen hat, und was für unsere Untersuchungen neue Aufschlüsse und wohl auch Verbesserungen bietet.

Nur um keine Lücke in unsern graphischen Darstellungen zu lassen, bringen wir hier die spärlichen Ueberreste einer von König Rudolf II. von Burgund (911—937) in Stein erbauten Burg „des Allinges“ oberhalb Thonon am Genfersee. Ein noch aufrechter Halbthurm tritt in römischer Weise über die Ring-

Fig. 90.



Fig. 91.



5 0 10 20 30 40 Par. F

mauer vor. Er dient gegenwärtig als Glockenthurm, sein Erdgeschoss als halbkugelförmig gewölbte Altarnische einer sehr alten Kapelle, die in dem Erdgeschoße eines noch ältern, einwärts an den Halbthurm und die Ringmauer angelehnten Gebäudes, hergerichtet wurde. Sie ist im Halbkreise überwölbt, mit sehr schmalen, nur 5—7" breiten Fenstern versehen und bewahrt noch, obgleich in ihrem Innern beinahe gänzlich zerstört,

im Gewölbe der Altarnische ein merkwürdiges Wandgemälde, Christus mit segnender Hand und den Symbolen der 4 Evangelisten, das nach der Form der Buchstaben seiner Inschrift und nach der ganzen Behandlung noch in's X. Jahrhundert hinaufreicht. Kein einziges mit dem Meisel behauenes Werkstück wurde

hier gefunden. Die Rohheit der ganzen Anlage erhellt aus der nebenstehenden Abbildung.¹

Schliesslich ist hier noch der technischen Angriffs- und Vertheidigungsmittel jener Zeit zu gedenken. Vegetius, wie schon oben bemerkt, längst gekannt und studirt, ist in den Details seiner Angaben, schwer zu verstehen; dieses erhellt aus den Zeichnungen der alten Manuscripte, die meistens mechanisch Unmögliches oder höchst Unpraktisches bringen, wie z. B. den auf einen zweiräderigen Karren geladenen und von zwei Männern gegen die Mauer geschobenen Sturmbock. Die merkwürdigste Belagerung jener Zeit ist die von Paris durch die Normannen im Jahr 885. Sie begannen mit Sturmlaufen (27. Nov.), erst nach mehreren missglückten Stürmen und auf die Nachricht von Entsatz, befestigten sie ihr Lager. Sie hatten Sturmböcke, Gallerieen mit frischen Häuten überzogen, einen Rollthurm für 60 Bewaffnete und Wurfmaschinen, womit sie die Zinnen des nördlichen Brückenthurmes einwarfen, der endlich fiel, nachdem das Hochwasser die Brücke hinweggenommen (8. Feb. 886). Die Stadt wurde nicht erobert. Abbo, Mönch in St. Germain, beschreibt die Belagerung in Versen.² Da bald darauf, im Laufe des X. Jahrhunderts, nicht minder merkwürdige Belagerungen von einem kriegskundigen Mönche, Richerus, ganz vortrefflich beschrieben werden, und zwar in Prosa, versparen wir unsere Betrachtung des Belagerungskriegs jener Zeit auf den folgenden Abschnitt.

Schluss. Uebersicht und Charakteristik des fränkischen Zeitraumes.

Fassen wir die Ergebnisse unserer Betrachtungen in folgende Punkte zusammen:

1) Wie die römische Bildung so hörte auch die römische Baukunst und die römische Technik, beim Umsturze des römischen Reiches, keineswegs plötzlich auf, so dass man nach dem plötzlichen Abreissen aller Culturfäden von vorn wieder hätte anfangen müssen. Unter den Ostgothen bauten ausschliesslich, nicht nur römische Werkleute sondern auch römische Baumeister; unter den Longobarden nur die erstern, die Baumeister in der gesammten abendländischen Welt waren schon damals die Geistlichen, die Kirche aber war ihrer Bildung nach römisch. Unter den Westgothen und den Burgunden theilten die gallo-römischen Handwerker ihre Ueberlieferungen den Eingewanderten mit, und arbeiteten allein oder gemeinsam mit ihnen. Dasselbe Verhältniss fand auch statt bei den Franken, nur waren am Rhein und im

¹ Blavignac loc. cit. pag. 253.

² Le Siège de Paris, par les Normands traduit du latin d'Abbon, avec le texte en regard, par Taranne. Paris, 1850. 8. Hypolithe de Moynier: le Siège de Paris, 885—886. Paris, 1851. 8.

Gränzland die technischen Ueberlieferungen geringer. So erweisen sich denn die ersten Anfänge der frühmittelalterlichen Architektur als die mehr oder weniger rohe Fortsetzung der sehr heruntergekommenen römischen.

2) Die germanischen Völker brachten bei ihrer Einwanderung nichts mit als ihre Rechtsgewohnheiten, ihre Frische und ihre Innerlichkeit, welche letztere sich aber erst später zu zeigen vermochte. Einen eigenthümlichen germanischen Kunstgeschmack (Formensinn) konnten sie nicht mitbringen, weil es damals noch keine eigenthümliche germanische Kunst gab.

3) Erst bei ihrer neuen Entwicklung vermochte sich in der Architektur die Einwirkung des Bodens zu zeigen, auf welchem sie wuchs. Dieser Boden war in den verschiedenen Ländern, je nach dem Verhältniss der frühern Einwohner zu den neuen, verschieden und somit denn auch die Entwicklung in Italien und im südwestlichen Frankreich rascher, als im nordöstlichen und in den deutschen Provinzen.

4) Für die aus der Natur der Bevölkerungen hervorgehende Gestaltung der neuen abendländischen Reiche und für deren, auf gemeinsamen Grundsätzen beruhende, Bildung waren aber die Centralisirung unter Karl dem Grossen und die darauf folgenden Drangsale das Mittel. Während dieser letztern, in beinahe hundertjähriger Nacht für die Kunst und die Wissenschaft, rang sich, im politischen Leben der Völker, das germanische Element von den noch übrigen Traditionen römischer Verwaltung los, um sich überall und somit auch in der Kunst seine eigene Bahn zu brechen.

Die Charakteristik der Bauwerke des fränkischen Zeitraums ist ungemein kurz. Die geringen und seltenen Denkmäler unterscheiden sich von den römischen durch die viel schlechtere Technik, namentlich durch den Mangel grosser und gut verbundener Werkstücke, durch die ersten Anfänge einer ungemein rohen Sculptur und den Mangel irgend eines Verständnisses römischer Ornamente und Gliederungen; sie unterscheiden sich somit auf den ersten Blick von den römischen; von jenen des X. und XI. Jahrhunderts aber durch die dort, nicht erfolglos versuchte Nachahmung einzelner Details römischer Technik, wie seines Ortes gezeigt werden soll. Dass übrigens hier nur von deutschen und von nordostfranzösischen Bauwerken die Rede ist, versteht sich nach dem oben Gesagten (pag. 217, 3) von selbst. Im südlichen und im südwestlichen Frankreich, sowie in Italien ist der Unterschied zwischen spät-römischen und fränkischen Constructionen viel weniger scharf.